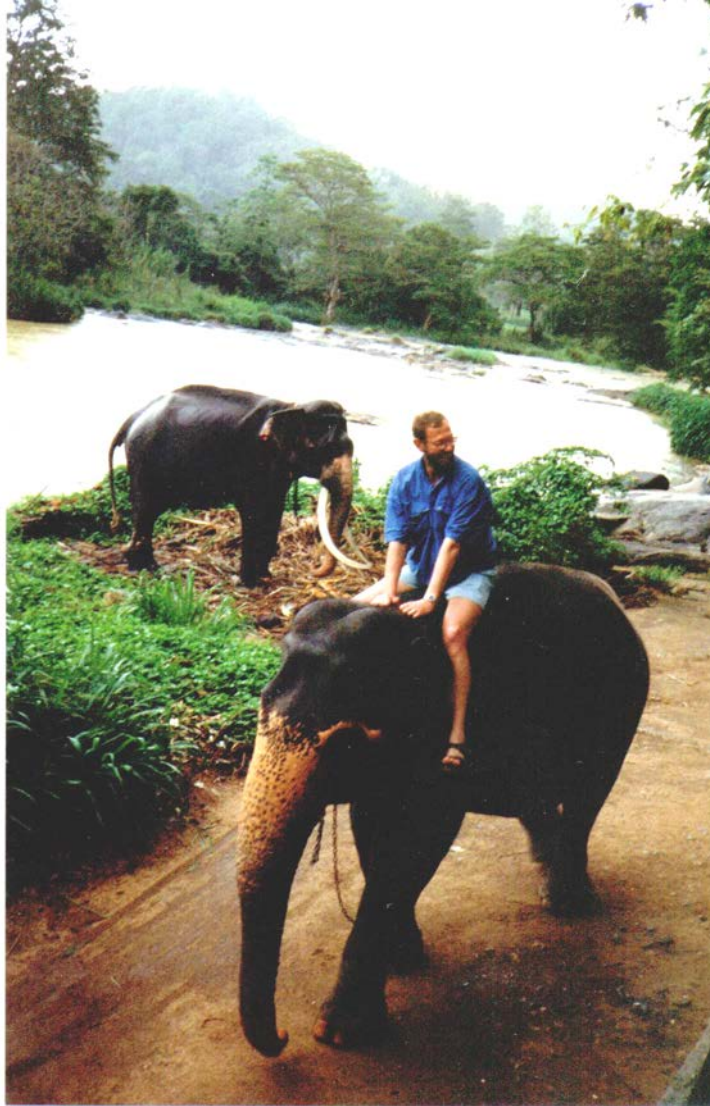


Reise nach Sri Lanka (1995)

Ein Reistagebuch – meiner lieben Frau Mechtild gewidmet



Dienstag, 4.4.1995

Ab drei Uhr wälzen wir uns schlaflos herum, bis der Wecker uns um vier Uhr aus einer tiefen Traumphase reißt. Der erste Gedanke gilt unserem Sohn Daniel, der uns nach Dortmund bringen will. Ihn zu wecken, der bekanntlich immer etwas länger braucht, ist nun oberstes Gebot. Nach einem schnellen Frühstück (Daniel aß kalten Äpfelfannekuchen auf Toast) schleppen wir das Gepäck ins Auto, und ich erhalte den Auftrag, fortan nur für den Handkoffer verantwortlich zu sein. Insgeheim bin ich meiner lieben Frau dankbar für diese binnendifferenzierende Maßnahme. Offenbar hat sie ein feines Ge-spür für meine Grenzen.

Natürlich ist jetzt noch Gelegenheit, das Familienoberhaupt herauszukehren und pflichtgemäß nach Pässen, Tickets und Oropax zu fragen, was von Mechtild fast beleidigt bestätigt wird.

In Werne angekommen, erwies sich Daniel als Verpackungskünstler, murmelte irgend etwas von Ferienlagererfahrung, so daß schließlich auch unsere Freunde, die K.s, nebst Gepäck verstaut waren. Dann dieselte Daniel durch die menschenleeren Vororte Dortmunds weiter bis zum Scandik Hotel, wo er sich dann bald verabschiedete, um "seine" Reise in die große Welt (sprich: Krefeld) zu unternehmen. Wer weiß, ob er den Weg finden würde, aber wir hatten schließlich jetzt andere Probleme. Im Hotel begann das große Check-in, durchgeführt von einem unausgeschlafenen, asiatisch aussehenden Angestellten, der dabei unendlich wichtig wirkte. Zaghafte brachte ich mein Ansinnen vor, möglichst einen Platz im Flugzeug zu ergattern, wo ich meine langen Räder lassen könnte. Sein Gesicht verzog sich bedenklich, und er begann den Computer zu malträtieren, schaute dabei besorgt auf den Bildschirm und quetschte zwischendurch ein "Schlecht!" heraus. Nach langen Minuten des Wartens endlich die erlösende Nachricht: drei Plätze links vom Gang und einer rechts davon ohne Vordermann, allerdings mit Vorderwand (zum Toilettentrakt). Inzwischen war der "Cityhopper" auch angelangt, in dem wir nun gemütlich Platz nahmen. Um unser Gepäck brauchten wir uns ja nicht mehr zu kümmern, ein herrliches Gefühl, die Gewißheit zu haben, daß die lieben Heinzelmännchen im Hintergrund alles so fleißig richten. Aber war da nicht noch etwas? Ach richtig, der Handkoffer! Ein schneller Griff zur Beruhigung, da war er ja!

Der Busfahrer schien früher einmal Testfahrer gewesen zu sein, denn er rangierte dieses Ungeheuer von Bus rückwärts in eine schmale Einfahrt, um dann mit Bleifuß die A 433 entlang zu düsen. Wir waren nur zu fünft im Bus, so daß wir allen Platz der Welt hatten. Obwohl ein verführerischer Kaffeedunst bereits unsere Nasen umschmeichelte, machte die Stewardesse oder besser gesagt „Hostesse“ (wenn ich mir ihre strammen Waden so betrachtete) keinerlei

Anstalten, das im Prospekt so hoch gepriesene Frühstück zu servieren. Schließlich machte sich der Magen langsam durch ein unwirsches Knurren bemerkbar.

Erst aber mußte die Stadt Essen noch angefahren werden, wo ganze Horden von reiselustigen Fahrgästen den Bus stürmten und meine Frau wieder an meine Seite trieben. Denn endlich, nach einer halben Stunde, gab es das komfortable Frühstück! Genauer gesagt, ließen die Vorboten aufhorchen. „Madame“, ich nenne sie einfach mal so despektierlich und die folgende Genese des Frühstücks wird mich darin bestätigen, „Madame“ also wandte sich der ersten Reihe des Busses zu und schien etwas gefragt zu haben. Daraufhin wackelte sie in den hinteren Teil des Busses, um nach einigen Minuten, mit einem Tablett bewaffnet, wieder nach vorne zu rauschen. Bei näherem

Hinsehen entdeckte man eine dampfende Flüssigkeit in einer Plastiktasse und eine Plastiksachtel mit einem noch undefinierbaren Inhalt. Der Vorgang wiederholte sich nun so an die zwanzig Mal, bis wir schließlich an die Reihe kamen.

Nur mit Mühe konnte ich S. und meine Frau davon abhalten, ihre gezielte Kritik in die Tat umzusetzen, die Initiative zu ergreifen, vierzig Plastiktassen zu verteilen und mit einer Kaffeekanne flächendeckend durch den Bus zu streuen.

Nun also lag dieses Plastikungeheuer vor mir auf dem Tablett, und wie üblich in solchen Situationen wandte sich mein Blick hilfeschend zu meiner lieben Frau hin, die bereits mit ihrem untrüglichen Instinkt für Verpackungen und Verschlüsse und sonstige Verbundmaterialien mit einem behändigen Griff die Schwachstelle dieses Monstrums gefunden hatte und bereits genüßlich in ihr Mini - Croissant biß, während ich noch schweißgebadet nach irgendwelchen Bedienungsanleitungen suchte.

Nachdem nun das Verpackungsgeheimnis entzaubert war, versuchte ich einen Überblick über den Inhalt zu gewinnen. Vorsicht war geboten, das riet mir meine langjährige Erfahrung in diesen Dingen. Eine Vielzahl von einzelnen Tütchen verlockte dazu, einfach aufgerissen zu werden, um entweder in das kaffeeähnliche Gesöff oder auf das Croissant geschüttet zu werden. Dank meiner profunden Englischkenntnisse gelang es mir jedoch noch, ernstere Katastrophen zu verhindern, und so gelangte nun der Zucker in den Kaffee und die Milch auf das Croissant. Nun gut, es hätte aber auch der Pfeffer oder das Salz sein können.

Nach diesen ersten Erfahrungen vorsichtig geworden, beobachtete ich nun aufmerksam den Fahrer (Fan von Schuhmacher), bei dessen Anblick mir die koloniale Vergangenheit Hollands durch den Kopf schoß und Assoziationen an irgendwelche Molukken - Attentate aus den 60er Jahren hervorrief. Was auch sonst sollte man beobachten? Etwa die Landschaft Hollands, deren Variationsreichtum höchstens von einem abgeschalteten Bildschirm übertroffen

werden kann! Je näher wir uns auf Arnheim zu bewegten, desto häufiger wurde die Aufmerksamkeit unseres Fahrers durch scheinbar unmotiviert Piep- und Pfeiftöne abgelenkt. Dann ergriff er das Mikrofon mit der Rechten, während er mit der Linken geschickt einem Porsche auswich, der sich dreistete, ihn auf der linken Spur zu überholen. Anschließend schrie er unverständliches Zeug auf Holländisch, wovon ich nur die Worte „Full House“ verstand. Diese Tatsache trug nun auch nicht gerade zu meiner Beruhigung bei, sich vorzustellen, daß er gleichzeitig auch noch über Funk mit einer Dame pokerte.

Meine Frau allerdings, die sprachbegabte, klärte mich alsbald auf, der Busfahrer habe sicherlich gemeint, der Bus sei voll und er habe keine Möglichkeit mehr, Arnheim anzusteuern, um noch weitere Passagiere aufzunehmen.

Endlich in Schiphol angekommen machten wir uns auf die Suche nach einem gewissen GATE F06 (oder war es E06 oder gar E605), egal, wir hatten die Flug erfahrenen Weltenbummler K.s dabei und folgten ihnen in angemessenem Abstand, was sich als sehr nützlich erweisen sollte, nachdem ich anfangs wie gewohnt die Führung an mich gerissen hatte und wir beinahe bei der Gepäckaufgabe gelandet wären, hätte mich nicht der weitsichtige H. (ohne seine Linsen kurzsichtig wie ein Maulwurf) auf den rechten Weg verwiesen. Der anfängliche Gewaltmarsch durch die Eingangshalle erfuhr allerdings eine jähe Unterbrechung in Anbetracht des international verständlichen Piktogramms „für kleine Mädchen“. Dieses Symbol übt auf meine Frau (und nicht nur auf meine, wie ich aus gewöhnlich gut unterrichteten Kreisen weiß) eine nahezu unwiderstehliche Anziehungskraft aus. So wie der offen dargebotene Hals des unterlegenen Wolfes bei seinem Sieger eine Beißhemmung in Gang setzt, unterbricht das Toilettenpiktogramm jegliche Fortbewegungsmöglichkeit ihrerseits.

Überflüssig zu erwähnen, daß auch S. von dem gleichen Virus befallen wurde, und als selbst H. die Fronten wechselte und mich mit den Koffern mutterseelenalleine ließ, begann auch ich zu wanken, denn die Aussicht auf eine kühlschrankgroße Toilettentür im Flugzeug, vor der Scharen von Frauen mit den Hufen scharren, mit plärrenden Kindern auf dem Arm, dieser Gedanke beflügelte dann auch meine Beine.

Nun stand die Überlegung im Raum, noch schnell einen Abstecher in den Duty-Free-Shop zu unternehmen, um diverse Alkoholika mit Kennerblick zu begutachten. Aus der Anzeigetafel in der Eingangshalle hatten wir allerdings schon entnommen, daß in Dubai, in den Vereinigten Arabischen Emiraten, ein Zwischenstopp geplant war. Die Frage war nur, ob wir da auch das Flugzeug verlassen durften. Weltenbummler H. befand, den Whisky in Dubai einzukaufen, weil dort alles gnadenlos günstig sei, was uns allerdings nicht davon abhalten konnte, dennoch den Laden unter die Lupe zu nehmen. Während wir

noch andächtig vor den teuren Cognacsorten verharrten, wurden wir von einer bezaubernden jungen Dame auf Englisch angesprochen, ob wir nicht das Sonderangebot - eine Stange Benson&Hedges incl. eine Pop- oder Klassik-CD wahrnehmen wollten, reflexartig fuhren unsere Hände an die Gesäßtaschen, schließlich hatte man ja schon viel vorher gehört und gelesen. Unsere Befürchtungen hinsichtlich eines Kompagnons als Taschendieb erwiesen sich jedoch als grundlos. Nun, wir wollten weder jene goldene Zigarettenmarke noch irgendwelche CDs und nahmen stattdessen Kurs auf das besagte Gate F06. Wenn nicht diese Laufbänder gewesen wären, hätte uns ein olympischer Langstreckenlauf bevorgestanden. Sicherheitskontrolle und Board Card erwiesen sich als unproblematisch (trotz des Taschenmessers in meinem Pfeifenbeutel).

Im Flugzeug angekommen, war ich nun doch ein wenig enttäuscht. Ich kannte Flugzeuge bislang eigentlich nur aus Filmen. Wahrscheinlich waren dort immer nur Privatjets mit eingebauter Bar aus Edelhölzern zu bewundern. Dieses Flugzeug hier aber war ein Bowerding, eine Boeing 747, die das charmante Innere einer Londoner U-Bahn besaß. Der versprochene Platz mit Beinfreiheit erwies sich leider als besetzt. Ich nahm all meinen Mut zusammen und machte der jungen Dame aus Sri Lanka klar, daß es sich um meinen Platz handelte. Anstandslos ergriff sie auch die Flucht. Als ich allerdings das Gepäckfach über meinem Sitz öffnete - ich hatte die Verschlusart vorher auf das Sorgfältigste bei meinem Nebenmann studiert - schossen mir ein Handkoffer und eine Tasche im Tiefflug entgegen, die ich nun auch nicht den Damen hinterher schleudern wollte. Also klemmte ich meinen Handkoffer zwischen die Toilettenwand und meinem Sitz. In Gedanken probierte ich schon diverse Seemannsknoten mit meinen Beinen aus, während meine Blicke neidisch zu einer jungen Tamilin schweiften, die auf der anderen Seite des Ganges vor H. saß und ein Kleinkind auf dem Arm trug, das nicht so recht wußte, ob es plärren oder schlafen wollte. Das Frappierende aber war, das bis zu zwei Reihen vor ihr keine Sitzbank stand, wahrscheinlich wegen des Toiletteneingangsbereiches, vor dem ja immer Menschentrauben von einem Bein auf das andere treten. Während ich nun noch in Gedanken mit mir kämpfte, ob ich die junge Dame wegen eines Platztausches ansprechen könnte, versuchte ich mir mögliche Reaktionen vorzustellen, Mißverständnisse einkalkuliert: aufgebrachte Passagiere mit Ausrufen in allen möglichen Sprachen, die nur den gleichen Sinn haben konnten: Unverschämtheit! Dieser Grobian belästigt junge, farbige Mutter mit Kind auf dem Arm usw. Ich beschloß daher, mich in Geduld zu üben und mit der Technik zu kämpfen. Dank H.s Hilfe fand ich auch den Sicherheitsgurt, auf dem ich sicherheitshalber schon mal Platz genommen hatte, und nach einigen vergeblichen Versuchen schaffte ich es auch, ihn anzulegen. Dann erschien auch schon eine Stewardess (und keine „Madame“), die mir kommentarlos eine Plastiktüte in die Hand drückte. Merkwürdig! Mir war ja eigentlich noch gar nicht schlecht. Bei

näherem Hinsehen identifizierte ich dann aber den Inhalt als ein Kopfhörerset. Wider Erwarten ließ sich die Plastikhülle ganz banal mit den Fingernägeln aufreißen, so daß ich mich in Ruhe auf die Suche nach dem Pendant zu dem Doppelbananenstecker begab, oder wie auch immer dieses tückische Ding heißen mag. In meiner linken Armlehne fand ich zwei Vertiefungen, in die diese Dinger paßten, wie die Faust aufs Auge oder wie die Ohrmuscheln auf meine vom Tropenschnitt eher noch vergrößerter wirkenden Lauscher, aber kein Laut drang aus der Muschel. Ich probierte sämtliche Knöpfe an meinem Sitz und an meiner russischen Nachbarin aus, aber außer einem russischen Fluch hörte ich immer noch nichts, nur daß sich meine Nachbarin unfreiwillig in Schräglage begeben hatte. Hilfesuchend und neidisch wandte ich mich an H. auf der anderen Seite des Ganges, der bereits im Rhythmus der Musik auf seinem Sitz vibrierte. Schließlich erbarmte er sich meiner und machte mich auf die senkrechten

(natürlich doch nicht die waagerechten) Löcher auf der linken Innenseite meines multifunktional verstellbaren Flugkörpersessels aufmerksam. Als ich dann endlich die Hörer aufsetzen wollte, hieß er mich vorher noch die samtene Muschelschoner (oder waren es Ohrenschröter?) aufsetzen. Dann endlich hörte ich das, was ich vorher -oben ohne- auch schon gehört hatte, und zwar die Sicherheitsanweisungen des I. Offiziers, wie man nämlich im Falle einer Wasserung des Flugzeuges am schnellsten die Sicherheitsrutschen erreicht und ohne Stöckelabsätze zu den Haifischen rutscht, die da sicher schon auf einen warteten und beteten: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was Du uns bescheret hast!"

Für die ganz unverbesserlichen Optimisten war dann wohl die Demonstration des Suchens, Findens, Anlegens und Aufblasens einer Schwimmweste gemeint, immer nach dem Motto „man muß nur den Nippel durch die Lasche ziehen". Ich war mir jedenfalls nicht so sicher, ob sich die Viecher im Notfall von einem Blinklicht beeindrucken lassen würden, das man allerdings auch nur findet, wenn man den rechten, hinteren Schalter gelber Farbe am vorderen Lufteinsaugstutzen betätigt, bevor einem die Haie die Finger abgeknabbert haben.

Aber irgendwie war es schon beruhigend zu sehen, welches hohe Maß an Sicherheit uns die Technik beschert hat. Daran änderte auch der Vorfall nichts, als sich meine Beine beim Aufstehen im Kopfhörerkabel verhedderten und ich der Stewardess beinahe in die Arme gefallen wäre.

Doch zurück zu meinem Sitz und meinen klaustrophobischen Vorboten. Das Baby der besagten Mutter hatte sich nun inzwischen fürs Schlafen entschieden. Eine aufmerksame Stewardess holte Decken und Kissen und bettete das Kind auf den Fußboden. Dabei fiel wohl ihr Blick auf meine langen Beine und in göttlicher Eingebung fragte sie mich, ob ich möglicherweise meinen Platz mit dem der Mutter tauschen würde. Ich konnte meine Begeisterung nur mühsam unter Kontrolle bringen, spielte von nun an den „Ritterlichen", was mir das Wohlwollen aller Passagiere, der Mutter im besonderen und natürlich auch der

Stewardess einbrachte, die mich mit einem freundlichen Lächeln und Komplimenten bedachte („You really are tall, aren't you?").

Während ich mir langsam die Finger wund zu schreiben begann, schließlich war ich verdonnert worden, das Tagebuch zu übernehmen, hatte ich reichlich Gelegenheit, die Fluggäste zu beobachten, denn aufgrund meines exponierten Platzes am Toilettenbereich kamen alle einmal an mir vorbei, um einem gewissen menschlichen Bedürfnis nachzugehen, ausgenommen allerdings der Pater, der sich, ebenso wie ich, in heroischer Zurückhaltung übte.

Da war zunächst die schon etwas älter wirkende Srilankesin, die vom Gesicht her etwas verhärtet wirkte und mit ihrem zweijährigen Sohn oder Enkel etliche Male die Örtlichkeiten aufsuchte. Im übrigen war ich erstaunt, wie zufrieden sich die Kinder gebärdeten. Hier und da hörte man auch Kindergeschrei, das meistens schnell verebbte, wenn Mama den Kleinen an die Brust nahm. Besonders der

Kurze der jungen Mutter nebenan war ein bildhübsches Kerlchen, an dem keine Frau auf dem Weg zur Toilette vorbeigehen konnte, ohne ihn zu streicheln oder ihm ein paar nette Worte zu schenken, die er stets mit einem Lächeln seiner blitzweißen Zähne quittierte, egal in welcher Sprache auch immer er angesprochen wurde. Nur „Schneewitchen“, wie ich sie immer nannte, schien sich nicht viel aus Kindern zu machen. Sie nahm den Spitzenplatz auf meiner Strichliste ein, die ich langsam anfang aufzuzeichnen. Ca. fünfunddreißig Jahre alt, war sie eine große, schwarzhaarige (was ist schon echt bei der Haarfarbe einer Frau?) Person mit leichten Gewichtsproblemen und einer fast diabolisch wirkenden Wimperntuschenorgie, die ihrem leicht verquollen wirkenden Gesicht etwas Dämonisches verlieh. Sie wirkte leicht fahrig auf mich, und mir war nicht klar, ob daran die zahlreichen „Drinks“ schuld waren oder irgendwelche schicksalhaften Ereignisse, die dem Betrachter natürlich verborgen blieben. Bei der Zwischenlandung in Dubai wurde mir einiges klarer, als ich ein Hüftleiden bei ihr beobachtete.

Nicht vergessen möchte ich den hemdsärmeligen „Mr Prostata“, der in regelmäßigen Abständen mit verschwitztem Gesicht seinen Bierbauch durch die „Kühlschrantür“ zu zwängen versuchte. Ihm konnte auch die blonde „Mrs Pickelface“, aschfahl im Gesicht und ganz in Schwarz gekleidet, trotz ständigem Bemühen nicht den Rang ablaufen. Manchmal schien es mir sogar, als ob die Topfavoriten auf meiner Liste nur darauf lauerten, daß einer der Konkurrenten aufstand, und so kam es nicht selten vor, daß sie alle drei vor mir Spalier standen. Bedauerlicherweise hatte ich zufällig keine Pokale bei mir. So mußte ich nur ungern am Schluß der Reise die Gelegenheit zu einer sicherlich ungewöhnlichen Siegerehrung verstreichen lassen. Über den Titel mag die Phantasie des geneigten Lesers/ der geneigten Leserin entscheiden. Wenn ich auch zugebe, daß ein gewisser Neid aus diesen Zeilen spricht, so stelle ich mir nach wie vor die Frage, ob das nicht alles eine Frage der Disziplin ist.

Doch lassen wir dieses allzu menschliche Thema und wenden uns Dubai zu. Wie üblich zeigten die Monitore an der Flugzeugdecke alle erdenklichen Daten wie Entfernung zum Zielort, Flughöhe und -geschwindigkeit sowie Außentemperatur an, in metrischen und englischen Maßeinheiten. Ich konzentrierte mich wie gebannt auf die Außentemperatur, die von -55°C auf 28°C bei der Landung schnellte. Meine Gedanken beschäftigten sich ständig mit der Frage, ob es sich noch lohnen würde, bei -40°C die von der Decke herabfallenden Sauerstoffmasken aufzusetzen, falls in 8000 m Höhe, sagen wir mal, ein Flügel abbräche. Immerhin, es brach kein Flügel ab, wir verloren keine Düse, die Russen auf der anderen Seite des Ganges verhielten sich auch ganz normal, eher noch blasser als ich selbst, so daß der sicheren Landung nichts mehr entgegenstand.

Dubai selbst bot bereits einen Vorgeschmack darauf, was uns auf Sri Lanka bevorstand. Zum Glück hatten wir die Strickjacken im Flieger gelassen. Etwas wackelig auf den Beinen vom langen Sitzen taumelten wir dem Ausgang zu, wo der Pater seinen Rosenkranz noch in den Händen hielt, wahrscheinlich auch ein

Fall von Flugphobie. Am Ende der Gangway wurden wir vom Bodenpersonal in die wartenden Busse geschubst. Ein Palast aus Glas und Marmor verschluckte die Anreisenden, und wir waren bald eingetaucht in den Strom der Menschen aus aller Herren Länder. Rein äußerlich schon fielen die bärtigen, dunkelhäutigen Scheiche in ihren weißen Kaftanen auf, bei denen ich nur den diamantgeschmückten Krummdolch vermißte. Ansonsten entsprachen diese bärtigen Gestalten ganz meinen Vorstellungen aus „Tausendundeiner Nacht“. Dazwischen wuselten in brauner Kleidung mit weißen Kopftüchern die Frauen herum. Allzu viel Zeit für weitere Beobachtungen blieb nicht, denn wir wollten ja noch im gnadenlos günstigen Duty-free-Shop zuschlagen und uns mit einem guten Tröpfchen für alle Fälle eindecken; wir ahnten noch nicht, wie weise diese Entscheidung sein sollte.

Trotz ihrer äußerst unangenehmen Erfahrungen mit dem deutschen Zoll vor einem Jahr, als K.s in Singapur eine Kamera günstig eingekauft hatten, waren S. und H. nicht davon abzubringen, eine weitere zu erstehen, die angeblich 300 DM billiger wäre als in Deutschland. Nur wollten sie diesmal so weise sein, die Kaufbelege nicht mehr im Portemonnaie zu belassen. Auch hofften sie auf die vereinfachten EG-Einreisemöglichkeiten, wo man ja dem deutschen Zoll gar nicht begegnete. Das alles klang ja auch ganz vernünftig, zumal ich von diesen Dingen sowieso keine Ahnung habe. Als der letzte Aufruf für unseren Flug gerade verklungen war, erschienen auch sie endlich voller Besitzerstolz.

Im Handumdrehen war nun die Maschine bis auf den letzten Platz gefüllt. Kaum war das Aufhebungssignal zur Sitzgurtbefestigung verlöscht, als die Toilettenralley wieder begann. Während sich zunächst noch alles im erträglichen Rahmen bewegte, erfuhr die Situation eine unerwartete Dramatik, als das Essen verteilt war und die Drinks genossen waren. Die Stewardess hatte mit einer kleinen Schikane ihrerseits wesentlich mit zur Verschärfung der Lage beigetragen. Aus welchen Gründen auch immer, ob böswillige Absicht oder Nachlässigkeit, hatte sie den leeren Essenswagen strategisch geschickt zwischen die Toiletten platziert und damit den Grundstein für das nun folgende Spektakel gelegt.

Auf den Gängen bildeten sich Schlangen von dunkelhäutigen, schmalen, kleinen Menschen, die nur hier und da von Schneewitchen, Mrs Pickelface und Mr Prostata durchbrochen wurden. Von einem Bein auf das andere tretend warteten sie diszipliniert, bis sie an der Reihe waren. Als Schneewittchens Körperzuckungen immer akrobatischer wurden, drängelte sie sich an den kakaofarbenen Zwergen vorbei und schob sich an einer vornehm wirkenden Frau mit kunstvollem Sari vorbei auf das rettende Örtchen zu. Die Schlange reagierte zu meiner größten Verwunderung allerdings recht gelassen. Lediglich ein unverständliches Kopfschütteln war die Folge, das allerdings nicht mit dem sonst üblichen Zeichen für Zustimmung zu verwechseln war.

Während die schmalwüchsigen Srilankesen geschickt meine langen Beine umturnten, die ich als zusätzliche Schikane ausgefahren hatte, und sich schlangenartig um den leeren Essenswagen wanden, kam die Stunde der Wahrheit für den rotgesichtigen Mr Prostata, dessen zirkusreife, artistische Darbietungen von

allen Zuschauern ehrfürchtig bewundert wurden. Mit voller Breitseite wollte er die Toilette im Sturm erobern, aber der Essenwagen wies ihn schnell in seine natürlichen Schranken zurück. Die Schweißtropfen auf seiner Stirn vermehrten sich nun schon zu leichten Rinnsalen. Es folgte eine erneute, seitwärts geführte Attacke, aber auch diese wußte die Tücke des Objekts zu verhindern. Eine beklemmende Stille machte sich breit, und die Trittfrequenz der Schlange nahm zu, so daß ich schon fast versucht war, „Ohne Tritt!“ zu brüllen, weil meine nebulösen Vorstellungen von der Statik des Flugzeuges mir nichts Gutes zu verheißen schienen.

Not macht ja bekanntlich erfinderisch, und während nun die Schweißbäche auf seinem Gesicht bald den Besuch des ersehnten Örtchens überflüssig gemacht hätten, kam ihm die rettende Idee. Mit beiden behaarten Händen hievte er seinen Bierbauch über die Kante des Eßwagens, dabei auf Zehenspitzen jonglierend, und mit einem seitwärts eingesprungenen „Rittberger“ erreichte er das rettende Ziel. Erleichterung machte sich allenthalben breit, und meine Zuversicht auf eine sichere Landung wuchs. Die Rückkehr des Akrobaten mußte ich mir allerdings entgehen lassen, weil meine derart strapazierten Nerven mich zu einer Beruhigungszigarette in das Raucherabteil trieben.

Mittwoch, den 5.4.95

Die Landung in Colombo verlief eigentlich recht unproblematisch, obwohl die äußeren Bedingungen - Gewitter und Regen waren deutlich durch das Bullauge zu sehen - Schlimmeres ankündigten. Zwar zeigten die Monitore immer noch eine Höhe von sechzig Metern an, als wir aufsetzten, doch die angespannte Stille

wurde nur durch unwissendes Kindergeschrei unterbrochen und nicht etwa durch den großen Knall. Noch voller Zuversicht strömten wir nun zu der Schlange, die sich vor dem Immigration Officer gebildet hatte, einem grauhaarigen Herrn, der mit seinem Assistenten auf einem Podest thronte und unumschränkte Machtfülle ausstrahlte. Aufgrund meiner Körpergröße konnte ich ganz gut vom Ende der Schlange aus beobachten, warum es nicht weiterging. Mit Zornesfalten im Gesicht studierte er sorgfältig die Pässe und Einwanderungsformulare der vorne Stehenden. Dann plötzlich knallte er mit einer unwirschen Bewegung die Papiere irgendwo auf den Tisch, so daß alles zusammenzuckte und deutete unmißverständlich mit seinem drohend ausgestreckten Zeigefinger an das Ende der Schlange. Flugs duckte sich das gemäßregelte Paar wie geprügelte Hunde und schlich verschämt nach hinten.

Hatten sie möglicherweise die falsche Hautfarbe oder etwas verkehrt ausgefüllt? Mich beschlich ein ungutes Gefühl, als sich der Vorgang bei den nächsten beiden wiederholte. Während der Pascha sichtlich seinen Triumph genoß, fiel mir siedend heiß ein, daß ich Heim- und Gastadresse auf dem Formular vertauscht, das Ganze aber durch entsprechende Hinweis Pfeile deutlich gemacht hatte. Ob er das

wohl verstehen würde oder wollte, oder ob er auch mich zum Nachsitzen schicken würde?

Die Spannung stieg bis ins Unerträgliche, als wir endlich an der Reihe waren. Ich hatte schon überlegt, ob es psychologisch ratsam wäre, aufgrund meiner Körpergröße an ihm auf Knien vorbeizurutschen, ein Rest von Würde riet mir dann doch, es nur in Demutshaltung zu versuchen. Ich machte mich also um einen halben Meter kleiner, und siehe, die Taktik hatte Erfolg! Ohne großen Kommentar ließ er uns passieren, und wir wähten uns schon im Paradies.

Während ich noch ganz benommen durch die Halle irrte, standen H. und Mechtild („Du erkennst ja unsere Koffer sowieso nicht!“) bereits an einem ominösen Fließband, auf dem nun in bunter Reihenfolge Taschen, Koffer, Rucksäcke, Riesenpakete und sogar zusammengebundene Gartenstühle vorbeizogen. Als weitsichtiger und kooperativer Ehemann hatte ich nach längerem Suchen einen Gepäckwagen besorgt, und schon kam H. mit seinem Gepäck. Meine Frau winkte mir bereits, die Reisetasche abzuholen. Nur der Koffer war noch nicht zu sehen. Während unsere Freunde bereits Reiseschecks umtauschten, wartete Mechtild noch immer am Band, obwohl die Anzahl der Gepäckstücke langsam weniger wurde. Ich beschloß, ihr mit fachmännischem Rat zur Seite zu stehen („Der Koffer war doch braun, oder?“). Ihr Blick sprach Bände. Nun gut, wir entschieden uns, weiter zu warten. Obwohl ich die wenigen Teile auf dem Band bald auswendig kannte, die stoisch an uns vorbeizogen, war unser Koffer nicht zu sehen. Mit uns warteten noch eine junge, rothaarige Frau, ein grau-haariger, drahtiger Amerikaner und ein beliebter junger Deutscher, deren Mienen auch nicht gerade zuversichtlich waren. Fast war ich schon versucht, die Gartenstühle zu ergreifen, als ein uniformierter Beamte zu uns kam und sich höflich erkundigte, ob uns etwas fehlte. Als wir bejahten, schickte er uns zu einem

„Lost Property Office“, also zu einem Büro, das wohl auf verlorene Koffer spezialisiert war. Die rothaarige Dame stand bereits an einem Schalter, und ich hörte sie auf Englisch schimpfen, verstand nur soviel, daß sie innerhalb von drei Monaten nun das dritte Mal ohne Koffer dastünde. Das schien den Beamten nicht sonderlich zu beeindrucken, und auch, als der Amerikaner links neben mir in breitem Amerikanisch auf ihn einfluchte, verzog der keine Miene, ließ sich in aller Ruhe Pässe, Tickets und Gepäckscheine zeigen. Zwischendurch wandte sich der Ame-rikaner telefonisch an das Büro unserer Luftfahrtgesellschaft, der KLM, und verhandelte mit irgendjemandem über die Höhe einer Entschädigung. Er müsse sich schließlich neue Sachen kaufen, oder ob man von ihm verlange, vier Tage in derselben Unterhose herumzulaufen? Das wollte man wohl nicht, aber so richtig zufrieden schien er es denn doch wohl nicht zu sein, denn sein letztes Word war „Bullshit!“

Ich hatte aufmerksam zugehört und versuchte mir einige Flüche zu merken, bis ich schließlich an die Reihe kam. Der Beamte sprach ein kaum zu verstehendes „Pigeon-English“, aber der Gedanke an unseren Koffer ließ selbst morgens um drei Uhr meinen Adrenalinspiegel noch steigen. Obwohl der gute Mann meinen

Paß vor sich liegen hatte, ließ er sich Namen und Adresse noch einmal auf einem Zettel aufschreiben, um sie dann im Adlersystem (über der Tastatur kreisen und unvermutet zuhacken) in einen Computer einzutippen. Es folgten etliche Konsultationen mit einem Kollegen und einige Telefonate, bis er mir schließlich stolz berichtete, in zwei Tagen wäre der Koffer wieder da, würde möglicherweise auch zum Hotel geschickt. Dann verschwand er, und eine junge Dame fragte höflich, ob ich noch etwas Zeit hätte, um auf einen Agenten der KLM zu warten. Obwohl Mechtild und die anderen bereits draußen in der Vorhalle Ausschau hielten nach dem bestellten Fahrer (unverwechselbares Zeichen: ein Schild mit „Mr Egon“ drauf), entschloß ich mich, Zeit zu haben, und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Die Dame war zwischenzeitlich auch verschwunden, aber ich bemerkte, daß eine Frau aus unserem Flugzeug ganz geknickt aus einer Tür herauskam. Höflich sprach ich sie an, ob sie auch ihren Koffer verloren hätte, nach dem Motto: „Geteiltes Leid ist halbes Leid!“ Daraufhin brach sie in Tränen aus und klagte, zu allem Überfluß habe sie nun auch noch ihren Mann hier in dem Getümmel verloren. Ich versuchte sie zu trösten, so gut es ging und erinnerte mich an einen der vielen Leitsprüche meiner lieben Mutter: „Es hätte ja alles noch viel schlimmer kommen können“.

Bald erschien der Beamte wieder, und ich erkundigte mich höflich, wann denn wohl der Agent käme. Schließlich hatte ich ja im Reiseführer gelesen, daß es keinen Zweck habe sich aufzuregen. Man müsse viel Geduld und Freundlichkeit mitbringen. Es folgte ein weitschweifender Redeschwall, den ich zunehmend energischer mit der Frage unterbrach, wie viel Minuten es noch seien. Er ließ sich auf zehn festlegen und verschwand wieder. Nach zwei weiteren Zigarettenlängen malte ich mir schon aus, daß der bestellte Fahrer wahrscheinlich schon längst mit seinem Schild unter dem Arm abgereist war. In dem Moment erschien mein Freund und Helfer wieder, um mir freundlich mitzuteilen, daß der Agent denn doch nicht käme. Er schrieb mir aber noch freundlicherweise die Telefonnummer des KLM-Büros auf die Rückseite meines Anspruchformulars, so daß ich mich am nächsten Morgen ja selbst dort melden könnte.

Völlig entnervt machte ich mich auf die Suche nach den anderen, Horrorgeschichten im Hinterkopf von entführten Touristen, denen man Organe entnommen hatte, aber kaum hatte ich den Zoll hinter mir gelassen, als ich in der Ferne schon die winkenden Arme meiner Lieben sah.

Der Taxifahrer war zuvorkommend höflich. Schließlich hatte er mittlerweile schon mehr als eineinhalb Stunden auf uns gewartet. Er lotste uns aus dem Flughafen hinaus auf den Bürgersteig, wo er uns in der Obhut von zwei herangewinkten Gestalten hinterließ, die nun artig Konversation mit uns zu führen versuchten. Während ich meiner Verwunderung über die Hitze hier Ausdruck gab und die feuchtdampfende Asphaltstraße bewunderte, schauderten sie zusammen, als ich ihnen von den Temperaturen in Deutschland berichtete. Bald schon fragten sie, ob ich Kinder hätte, und so plätscherte das Gespräch vor sich hin, bis daß endlich der Fahrer seinen Wagen in die freigehaltene Lücke bugsiert hatte. Mit flinken Händen hatten sie bald das Gepäck verstaut und das Trinkgeld

dankbar kassiert. Dann ging es ab im vollklimatisierten Kleinbus über Schleichwege vorbei an bis zu den Zähnen bewaffneten Polizisten auf die Verbindungsstraße nach Colombo.

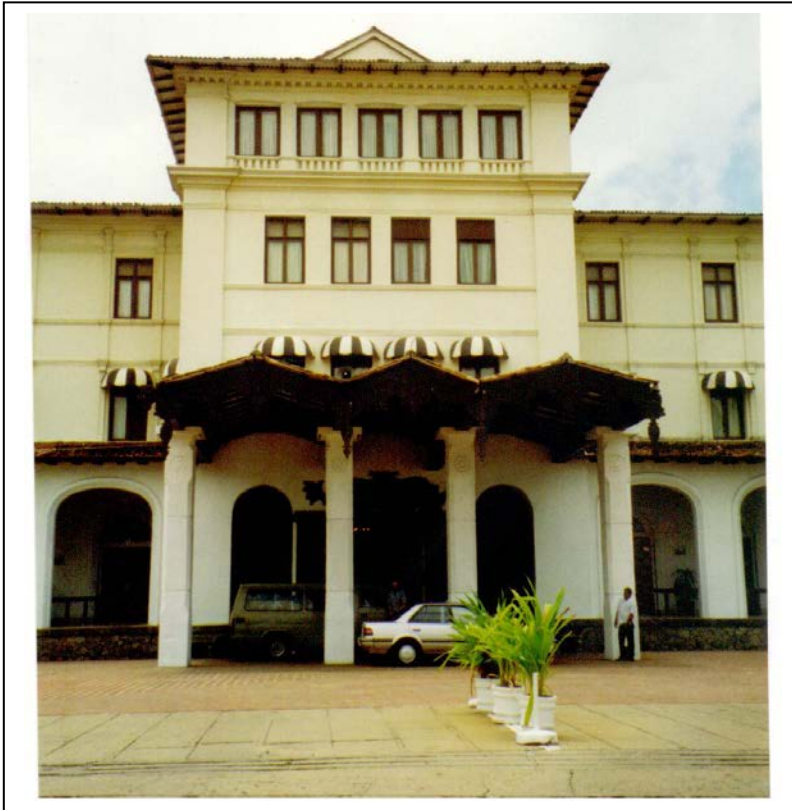
Unsere erste Begegnung mit Sri Lanka war nun alles andere als erfreulich gewesen, aber trotz unserer Müdigkeit - schließlich waren wir jetzt schon vierundzwanzig Stunden unterwegs - waren wir doch seltsam berührt von den nun folgenden Eindrücken.

Einerseits erstaunte uns der gewaltige Verkehr um diese Nachtzeit, andererseits gewannen wir nun schon die ersten Eindrücke von den gewaltigen sozialen Unterschieden in diesem Land.

Grell erleuchtete Heiligenstatuen des christlichen Glaubens wechselten in bunter Reihenfolge mit goldenen Buddhasstatuen in unterschiedlichen Körperhaltungen. Auf dem Bürgersteig liefen dunkelhäutige Gestalten herum oder schiefen, nur mit einer kurzen Hose bekleidet. Dazwischen Haufen von nicht näher zu identifizierbarem Unrat, in dem Hunde offensichtlich ihr Futter suchten. Als wir dann endlich an unserem „Galle Face Hotel“ ankamen, wurde uns bewußt, aus welcher Welt wir kamen und in welche Welt wir eintauchten. Diener, und ich benutze absichtlich dieses etwas verächtlich klingende Wort, denn der koloniale Stil dieses Hotels hat die sozialen Unterschiede mit in die heutige Zeit übertragen und eine Gesellschaft entstehen lassen, die bestenfalls als dreiklassig zu bezeichnen ist, Personal also sagen wir einmal, kümmerte sich flugs um unser Gepäck, während wir dem Chauffeur für die Wartezeit ein für diese Verhältnisse fürstliches Trinkgeld von 1000 Rps gaben, was ungefähr 35 DM entspricht. Stil dieses Hotels hat die sozialen Unterschiede mit in die heutige Zeit übertragen und eine Gesellschaft entstehen lassen, die bestenfalls als dreiklassig zu bezeichnen ist, Personal also sagen wir einmal, kümmerte sich flugs um unser Gepäck, während wir dem Chauffeur für die Wartezeit ein für diese Verhältnisse fürstliches Trinkgeld von 1000 Rps gaben, was ungefähr 35 DM entspricht.



*„Galle Face
Hotel“ in Colombo*





Als Folge davon wurden wir den nächsten Tag ständig angesprochen, ob wir nicht ein Taxi brauchten. Wir würden noch lernen, die Relationen ein wenig besser einzuschätzen, zumal wir für die 30 km vom Flughafen später beim Chef des Taxistandes etwa das gleiche Geld entrichten mußten. An der Rezeption sprach man ein tadelloses Englisch, was durchaus nicht an der Tagesordnung ist, wie wir später noch allzu leidvoll merken würden. Gleich zu Anfang wurden wir nach unserer Kreditkarte gefragt, und von da an lief alles nur noch mit Unterschrift und Scheinchen als Trinkgeld. Empfehlungen unseres Reiseführers, pro Gepäckstück ein bis zwei Rps als Trinkgeld zu bezahlen, sind heute sicherlich überholt, aber andererseits verderben wir das Niveau auch, wenn wir zuviel bezahlen. Letzten Endes ist es immer noch eine Ermessensfrage, die wir nach einem halben Jahr Aufenthalt im Lande vielleicht in den Griff bekommen würden. Als wir dann noch etwas zu trinken haben wollten, wurde uns bedeutet, wir brauchten nur den Roomservice anzurufen. Vorher versicherte man uns aber noch, wir könnten am nächsten Morgen ausnahmsweise auch noch um elf Uhr frühstücken, immerhin war es nun auch schon 4.30 Uhr geworden, und so beschlossen wir, erst einmal auf unserem Zimmer einen auf den Schrecken zu trinken. Der Roomservice entpuppte sich als ein grauhaariges, spindeldürrer Männchen mit einem weißen, langen, um die Hüften geschwungenen Tuch, das man hier Sarong nennt. Später wurde mir klar, daß auch hier beim Personal deutliche Rangunterschiede vorherrschen, wobei die Träger der „Bettlaken“ sicherlich die unterste Stufe einnehmen. Ich muß das einfach mal erwähnen, denn man lebt hier nicht etwa in einem feudalistischen Staat, sondern in einer, wie es offiziell heißt, „sozialistischen“ Republik, wobei ich ständig auf der Suche nach dem Sozialismus war, ihn aber bis heute noch nicht angetroffen habe. Nach diesem Gute-Nacht- oder besser Guten-Morgen-Trunk fielen wir wie tot ins Bett. Zwar hatten wir vorher noch überlegt, die Fenster zu öffnen, was sich

aber als unmöglich erwies, und das aus gutem Grunde. Erstens führten sie auf ein Flachdach, das mit Lehmziegeln aus grauer Vorzeit bedeckt war, so daß wir uns







aber als unmöglich erwies, und das aus gutem Grunde. Erstens führten sie auf ein Flachdach, das mit Lehmziegeln aus grauer Vorzeit bedeckt war, so daß wir uns so vor irgendwelchem Getier sicherer fühlten, und zweitens sorgte eine Klimaanlage im Zimmer dafür, daß uns auch im Schlaf noch die Haare durch den Luftzug zu Berge standen.

Um 9 Uhr wurden wir das erste Mal vom Büro der KLM geweckt. Eine freundliche Frauenstimme versicherte uns, daß mit dem Gepäck alles in Ordnung wäre. Sicherlich könnten wir freitags damit rechnen, aber es wäre wohl besser, wenn wir mal eben kurz vorbeikommen könnten, um ein paar Formalitäten zu regeln. Nun gut, wir hatten sowieso vor, vorbeizuschauen und legten uns erst mal wieder hin. Eineinhalb Stunden später ertönte erneut das Telefon, und eine weibliche Stimme, die mir irgendwie bekannt vorkam, stellte sich als „Roomservice“

vor und gab die Uhrzeit durch. Das Spielchen wiederholte sich übrigens auch am nächsten Morgen, und da erst erkannte ich S.s Stimme wieder.

Zunächst fiel mir allerdings ein, daß ich ja besser vorher Hans' Bekannten, einen gewissen Zh. anrufen sollte, damit ich von ihm überhaupt die Adresse erfuhr, wohin denn nun der Koffer geschickt werden sollte. Der „Operator“ in der Telefonzentrale nahm die Telefonnummer, die ich zum Glück vorher von Hans durchgegeben bekommen hatte, entgegen und stellte die Verbindung zu seinem Autotelefon her. Ruckzuck hatte ich ihn auch am Apparat, und ich war recht angenehm überrascht, daß er ein gutes Englisch sprach.

Anschließend ließ ich mich noch kurz mit meiner Mutter verbinden, um ihr mitzuteilen, daß wir noch unter den Lebenden weilten. Mit dem Koffer-Problem wollte ich sie nicht weiter belästigen in Anbetracht ihres schwachen Herzens. Gegen elf Uhr wollten wir dann, wie versprochen, das Frühstück einnehmen, aber der Kellner sprach immer nur von „Snacks“, und obwohl ich die Bedeutung des Wortes durchaus verstand, wurde ich langsam unschlüssig, ob er nicht gerade dabei war, eine Stufe rückwärts in seiner Reinkarnation durchzumachen. Es folgten langatmige Erklärungen meinerseits, man hätte uns frühmorgens versichert, wir könnten auch jetzt um diese Zeit noch Frühstück bekommen, aber das Vokabular des Burschen schien sich in „Snacks“ zu erschöpfen. Auch meine Proteste an der Rezeption halfen nichts, denn kein Mensch konnte sich an irgendein Versprechen erinnern.

Also nahmen wir ein „Snack“ auf der überdachten Terrasse des Hotels zu uns, ein Sandwich, dessen Ausmaße mich an unsere Boeing erinnerten. Wir kämpften uns durch mehrere Lagen von pappigem Toastbrot, die mit Hähnchenfleisch, gekochtem Schinken, Käse und Salatblättern gefüllt waren. Meine liebe Frau war beim ersten Biß einer Maulsperre nahe und schaffte nur die Hälfte, während ich meine ganze Wut an dem Monstrum ausließ und es mit Haut und Haaren verputzte, obwohl alle Reiseführer vor dem Verzehr frischer Salate warnen. Ich beherzigte lieber den Ratschlag des guten alten Paracelsus, daß Gift nämlich immer nur eine Frage der Dosis ist.

Nach dem Frühstück galt es erst allerdings, neue Anziehsachen einzukaufen, wenn wir Verschwitzten noch weiterhin Gesellschaft mit unseren lieben Freunden pflegen wollten. Dieses Unterfangen flöbte mir hingegen ein wenig Besorgnis ein angesichts meiner Körpergröße und -fülle. Mechtild würde es da sicherlich leichter haben. Wir ließen uns daher also den Weg zu einem staatlich geführten Kaufhaus erklären und wagten uns aus dem Schutz des klimatisierten

Hotels hinaus in die Mittagsglut und das Straßenleben, nicht ohne vorher noch einen Blick durch die kolonialen Räume des Hotels geworfen zu haben.

Eine marmorähnliche Rundtreppe führte in eine riesige Eingangshalle, in der sich kleine Sitzgruppen verloren. Das Mobiliar stammte wohl noch aus besseren Zeiten, und überall an den Wänden hingen Zeitungsausschnitte von Lobhudeleien auf die einmalige Atmosphäre des Hauses. Auf einem war der Besitzer zu erkennen, und als ich mir das Bild näher ansehen wollte, tauchte eine der vielen

Dienergestalten auf, die sich hier den ganzen Tag die Beine in den Bauch stecken und zischte etwas von „Bomb!“, was mich sehr beeindruckte, aber nähere Einzelheiten, warum man ihn in die ewigen Jagdgründe geschickt hatte, waren ihm wegen seiner mangelnden Sprachkenntnisse nicht zu entlocken. Nun gut, Gott sei seiner armen Seele gnädig, aber wir wollten schließlich noch mehr sehen. Aus den Marmortafeln an den Wänden wurde deutlich, wer sich hier alles schon wohlgeföhlt haben sollte. „What others said...“ war die Überschrift. Ein Mitglied der königlichen Familie Englands fehlte genauso wenig wie Graf Lambsdorff. Es folgten ganze Scharen von Journalisten irgendwelcher renommierten Zeitungen, und wer weiß noch alles! Überall erfreuten Schalen mit weißen, wohlriechenden Paradiesblüten die Gäste.

Ein Prunkstück der Halle stand ca. 50 m im Hintergrund, ein Oldtimer aus dem Jahre 1940, schon schwer angerostet, den Prinz Philip damals für 'nen Appel und 'n Ei gekauft haben soll.

Über ein mit schweren roten Teppichen ausgeschlagenes Treppenhaus gelangte man in die erste Etage, wo eine einspännige Pferdekarre den Blick des Betrachters anzog (der Lift war übrigens außer Betrieb). Von dort führte ein Flur auf eine Terrasse, von der man einen herrlichen Blick auf den Hotelgarten mit trockenem Rasen und grünen Palmen hatte. Links davon erkannte man den hauseigenen Swimmingpool mit Bar und den hoteleigenen Strand. Wieder auf den Flur zurückgekehrt, fiel der Blick hinunter auf eine riesige Halle, in der man früher entweder Bälle feierte oder Pferderennen durchführte, so groß erschien sie mir.

Selbst auf den Frühstücksterrassen sorgten Ventilatoren an den Decken stets für einen angenehmen Luftstrom. Wieder draußen überfiel uns die Mittagshitze mit aller Kraft. Wir schlenderten an bis zu den Zähnen bewaffneten Polizisten vorbei, passierten unzählige Büdchen und Verkaufsstände, die sämtlichen Krimskrams der Welt anzubieten schienen. Die Straße war ein einziges Hupkonzert, dessen Vielstimmigkeit an eine moderne Sinfonie „mit Tonband und Orchester“ erinnerte. Tausende von Fahrzeugen kämpften hier um ihre Daseinsberechtigung, und jedes auf seine Art! Obwohl hier Linksverkehr herrscht und die rechte Spur eigentlich nur Überholen zugeordnet ist, wird hier jeder zum Straßenweltmeister aller Klassen. Bis zum Bersten gefüllte Autobusse versuchen schrägrädrige Lastwagen zu überholen und tun dies mit einer Batterie von Signaltönen kund. Gleichzeitig liegt bereits ein Dieselkleinbus hinter ihm auf der Lauer, dessen Fahrer seine linke Hand auf der Hupe parkt und wie ein Panther zum Sprung

ansetzt, sobald sich irgendeine Lücke bietet, möglicherweise übertönt von einem Motorradfahrer mit abgesetztem Helm am Lenker. Gegen die Hupsprache ist Chinesisch ein Kinderspiel. Unterstützend greifen unterschiedliche Armbewegungen mit in die Kommunikation ein, und das reicht! Die dreirädrigen „Tuk Tuks“ wuseln irgendwo dazwischen, während Radfahrer und Fußgänger zum beliebten Freiwild zu werden scheinen, aber trotz allem Hupen stoisch ihren Weg ziehen. Polizisten am Straßenrand schauen dem chaotischen Treiben aus sicherer

Entfernung eher gelangweilt oder machtlos zu. Zu den Außenbezirken hin entdeckt man hin und wieder auch Ochsenkarren oder frei herumlaufende Kühe mit ihren Kälbern, die zur allgemeinen Verkehrsberuhigung beitragen, wenn nicht gerade streunende Hunde oder Kleinkinder die Situation verschärfen. Statistisch gesehen müßte diese Insel eigentlich aus einem einzigen Unfallopferkrankenhaus bestehen, aber in all diesen Tagen habe ich nicht einen einzigen schweren Unfall erlebt, obwohl die Zeitungen von 18 Unfalltoten im vergangenen Monat alleine schrieben, allemal Fußgänger, nicht ohne noch einmal einen ernsthaften Appell an die Ritterlichkeit und das Verantwortungsgefühl aller Verkehrsteilnehmer zu richten. So einfach ist das alles. Die Straßenverkehrsordnung Sri Lankas läßt sich auf zwei Sätze zusammenfassen:

Es fahre jeder, wie er kann, nur ran!

Der Himmel wird's schon regeln, alle Macht den Flegeln!

Als wir uns nun in das Getümmel stürzten, folgte uns bald ein winziger, ärmlich aussehender junger Mann, der uns auf Englisch angesprochen und nach den üblichen Fragen bald heraus hatte, daß wir Deutsche waren:

„Where are you from? Cold in Germany? Very warm here! Have you got children?“ Bei der Frage nach den Kindern wurde mir schon klar, wo das Ganze enden würde, aber letztlich waren wir ja froh, jemanden gefunden zu haben, der uns beim Kauf der Klamotten vielleicht behilflich sein konnte. Zumindest aber würde er uns in die richtigen Geschäfte führen können. Sein Deutsch war zwar bruchstückhaft (hätte er nur durch die Unterhaltung mit Touristen gelernt, er sei jetzt arbeitslos usw.). Zunächst führte er uns in ein Geschäft mit Batikgewändern und anderen kunstvollen Kleidungsstücken, was wohl kaum das war, was wir suchten. Dann endlich geleitete er uns zu dem besagten Riesenkaufhaus, das auf mehreren Etagen alles nur Erdenkliche anbot, von Gewürzen über Textilien bis hin zu Elektroartikeln. Wahrscheinlich konnte man irgendwo auch Autos kaufen, aber danach stand uns nicht gerade der Sinn nach unseren ersten Erfahrungen mit dem einheimischen Verkehr.

Wir stürmten also in den erstbesten Kleiderladen, wo man uns zwar mit großem Respekt, aber auch einer zunehmenden Skepsis behilflich war, etwas Passendes zu finden. Selbst meine liebe Mechtild fand nichts Passendes, was an sich nichts Ungewöhnliches bei Frauen darstellt.

Weiter ging es also in den nächsten Laden, wobei unser neuer Freund nicht von der Seite wich. Wir betraten ein Lädchen von der Größe eines (deutschen) Kinderzimmers, in dem sich etliche einheimische Frauen um einen Herren drängten, woraus ich messerscharf schloß, daß es sich dabei wohl um den Verkäufer handeln müßte. Fortan waren er, S., H. und Mechtild damit beschäftigt, Berge von Shirts und Shorts heranzuschleppen, die ich in einer winzigen Ankleidekabine anprobieren sollte. Mein Versuch, sie von außen zu öffnen wurde mit einem erschrockenen Kreischen aus der Kabine beantwortet. Als die Lady nun endlich den Verschluss mit einem vorwurfsvollen Blick zu mir hinauf verlassen hatte, quetschte ich mich hinein, zog Jeans und Sandalen aus und ließ die nun folgende Prozedur über mich ergehen wie ein Lamm, das zur Schlachtbank ge-

führt wird. Die Damen waren mir Gott sei Dank behilflich, Hunderte von Nadelchen und Plastikbörtchen aus den Hemden zu entfernen, und siehe da, nach einer halben Stunde war ich stolzer Besitzer von zwei Shorts und Hemden, die nun in den nächsten Tagen meine ständigen Begleiter werden sollten. Die naßgeschwitzten Sachen wurden kurzerhand verpackt, und S. stellte nicht ohne Belustigung fest, daß sich auf dem Boden der Kabine bereits eine Lache gebildet hatte, die entgegen böswilligen Bemerkungen wirklich nur von meinen Schweißrinnsalen stammte.

Erst draußen bemerkte ich den kleinen Schönheitsfehler an meiner Hose, deren Stall nicht zuzuknöpfen war. Hatte ich etwa eine Unterhose erstanden? Egal, ich beschloß, das Risiko auf mich zu nehmen, möglicherweise als Exhibitionist die nächste Woche in einem stickigen, überfüllten Gefängnis zu verbringen, bevor ich noch einmal die Umziehprozedur über mich ergehen lassen würde. Draußen erwartete uns „Majoran“ mit Komplimenten. Ich taufe ihn nun einmal so, weil er mich stark an einen Asylantenschüler unserer Schule erinnert, ein hübsches Kerlchen mit piepsiger Stimme, den die älteren Mädchen ständig zu reißen haben („Och, ist der niedlich!“). „Majoran“ erhielt aus Dankbarkeit eine Zigarette von mir auf dem Flur und geleitete uns hustend zum nächsten Geschäft, wo die Frauen in einigen Wühltischen verschwanden, während wir draußen warteten und uns gegenseitig bedauerten beim Austausch von Erfahrungen mit Frauen beim Kleiderkauf. Schon bald erschienen die Damen, nicht etwa um mich mit meiner Kreditkarte hineinzubitten, sondern um uns schon etwas kleinlaut mitzuteilen, sie hätten nichts Passendes für Mechtild gefunden. An sich war ich darüber nicht erstaunt, denn stundenlange Einkaufsorgien in Deutschland hatten mich gelassen werden lassen, erst als die Damen mit der umwerfenden Erkenntnis aufwarteten, daß die Größe jeweils nicht gepaßt habe, wurde ich langsam nachdenklicher. Ein Blick auf die gertenschlanken Damen um mich herum nährte meinen Verdacht, daß uns ein ausgedehntes Shopping bevorstand. Kurz entschlossen übergab ich den Damen die Kreditkarte, und wir Männer durchstreiften nun die Flure auf der Suche nach einem Taschenrechner, weil unsere mathematischen Fähigkeiten angesichts der schwierigen Umrechnungsaufgaben in der Hitze langsam nachzulassen drohten. Nun war gerade Mittagspause für ca. zwanzig Minuten, die von den Angestellten unterschiedlich genutzt wurde. Einige versuchten, sich in einem winzigen Hinterstübchen eine winzige Mahlzeit zuzubereiten, andere gingen auf einen „Snack“ in ein Restaurant, andere verfolgten wie gebannt vor einem Fernseher ein Cricketspiel. Wir verwarfen den Gedanken, hier uns nach den neuesten Bundesligaergebnissen zu erkunden und machten uns statt dessen auf die Suche nach unseren besseren Eehälften, immer flankiert von Majoran, der uns von Zeit zu Zeit mit fachkundigen Erläuterungen versah. Endlich entdeckten wir die zwei, und meine Liebste strahlte über das ganze Gesicht als Besitzerin einer neuen, einheimischen Kluft. Raus aus dem vollklimatisierten Gebäude in die Mittagsglut, die mir wiederum gnadenlos den Schweiß aus meiner neuen Unterhose trieb.

Das KLM-Büro war ja noch anzulaufen. Majoran versicherte uns, es sei ganz in der Nähe. Vorbei ging es wieder an Scharen von Polizisten, wobei er uns erklärte, der amerikanische Präsident käme hier bald vorbei, was uns vielleicht nicht in dem Maße imponierte, wie er es sich wohl erhofft hatte. Am nächsten Morgen konnte ich dann aus der Lokalpresse in Großaufmachung entnehmen, wie herzlich doch die Atmosphäre bei den Gesprächen mit der Präsidentin, Frau Bandaraïke, gewesen wäre. Hillary hatte wieder mal ein Waisenhaus besichtigt und schwarz gelockten, kugeläugigen Kindern über die Köpfe gestreichelt, kurzum, ein voller Erfolg, dieses Staatsbesuch.

Wie gut es war, einen Schutzengel in Gestalt von Majoran zur Seite zu haben, sollte sich schon bald erweisen. Während ich meinen Blick voller Aufmerksamkeit nach oben auf die Nationalflagge richtete, übersah ich zwangsläufig ein Loch mitten auf dem Gehsteig und war gerade dabei, einen sehenswerten Raumflug zu unternehmen, als Majoran hilfreich seinen Kopf in meinen Bauch rammte und eine unsanfte Bauchlandung verhinderte.

Endlich am KLM-Gebäude angekommen, bemerkten wir das übliche Wachpersonal, mit dem er kurz sprach, um uns dann mit größtem Bedauern mitzuteilen, daß das Büro wohl gerade erst umgezogen sei, nämlich da und dorthin. Zufällig stünden aber einige „Tuk Tuks“ da, die gerne bereit wären, uns dorthin zu bringen. Das verstehende Lächeln der Wachtposten verstärkte in mir den Eindruck, daß es sich hier um ein abgekartetes Spiel handelte. Er selbst verabschiedete sich freundlich, indem er seine Hand aufhielt. Während wir noch grübelten, wie viel man denn wohl geben müsse, erleichterte er uns die Entscheidung, indem er freundlich aber bestimmt erklärte, wir sollten ruhig 400 Rps, also 100 pro Nase geben, und er könne sich wieder mal eine warme Mahlzeit leisten. Die Logik war schließlich auch entwaffnend. Erst Tage später, als unsere Köchin, von der noch zu berichten sein wird, mir ihre peniblen Haushaltsabrechnungen vorlegte, wurde mir klar, daß er sich mit dem Geld auch gut und gerne eine Woche durchschlagen konnte, aber wer wollte es ihm verübeln?

Wir zwängten uns also in zwei „Tuk Tuks“. Kaum hatten wir auf der Rückbank Platz genommen, als das Gesicht von K.s Fahrer erschien und uns einen Preis von 80 Rps anbot, den ich sofort akzeptierte, zumal mir nichts anderes übrig blieb, weil ich nicht wußte, wie weit es war. Darauf stürzten wir uns wieder in diesen brodelnden Moloch von Verkehr, der uns den Adrenalinspiegel stets aufs neue in nie erreichte Höhen trieb. Das Gefährt fuhr auf der breiten Strandstraße an unserem Hotel vorbei und nahm Kurs auf das Fort, von dem wir nur einige Hochhäuser in der Ferne erblickten. Unterwegs kamen wir an einer schwer bewachten militärischen Anlage vorbei und passierten den ehemaligen Präsidentenpalast mit einer riesigen Statue davor. Unser Fahrer rührte uns etwas wie „Bandaranike“ durch den Verkehrslärm entgegen, und wir zeigten uns höflich beeindruckt. Schließlich hielt er vor einem Zebrastreifen und wies auf ein gegenüberliegendes Hochhaus, wo K.s schon auf uns warteten. Wir bezahlten den verabredeten Preis und kämpften uns unter Lebensgefahr über den Zebrastreifen.

Drüben erfuhren wir dann von unseren Freunden, daß sie das Doppelte bezahlt hatten, aber wen wunderte das schließlich noch? In dem marmorgefliesten Hochhaus brachte uns ein geräuschloser Lift in den fünften Stock, wo ich mich auf die Suche nach einer gewissen Mrs Fernandez begab, die mich morgens schon so freundlich geweckt hatte. Die anderen wickelten derweil die Rückbestätigungsformalitäten ab. Daß man nicht wußte, wer Mrs Fernandez war, beunruhigte mich inzwischen schon nicht mehr. Nach einigen Erkundigungen bei Kollegen platzierte man mich vor einen leeren Schreibtisch, hinter dem nach ca. zwanzig Minuten eine hübsche, junge Dame erschien, die aber rein äußerlich ansonsten nicht die entfernteste Beziehung zu ihrem spanisch klingenden Namen aufwies. Bevor ich noch Zeit zu ausführlicheren ethymologischen Studien fand, fragte sie mich nach dem Zweck meines Begehrens, und als sie meinen Namen hörte, klickte es schon bei ihr. Sie versicherte mir, der Koffer sei bestimmt Freitag da, bedauerte das Mißgeschick, ließ sich Flugtickets und Gepäckscheine zeigen, notierte sich die Adresse die mir Zh. gegeben hatte und die Telefonnummer, unter der ich ihn morgens im Hotel, oder besser der „Operator“, erreicht hatte. Beim Lesen der Nummer stutzte sie und meinte, es wäre wohl besser, wenn sie einen Kontrollanruf versuchte. Ich machte ihr klar, daß es sich um eine Autotelefonnummer handelte, wie mir mein Freund Hans versichert hatte. Der erste Versuch schlug fehl, weil es diese Nummer gar nicht gäbe, und so langsam hatte ich „den Kaffee auf“. Einer glücklichen Intuition folgend wählte sie eine 0 vorher, und die Verbindung klappte. Ich atmete schon auf, dann allerdings verlangte sie von mir die Kofferschlüssel und die Kombination des Schlosses. Ich spurtete zu Mechtild, die dann mitkam und wissen wollte, warum. Sie erklärte, der Zoll wolle möglicherweise einen Blick hineinwerfen, was mich endlich überzeugte. Mit den Schlüsseln war das allerdings so eine Sache, wie mir Mechtild klarmachte. Sie habe nur einen, der auch auf unser Handgepäck passe, das wir ja täglich brauchten. Der Ersatzschlüssel befände sich jedoch in dem vermißten Koffer. Man beschloß, es ohne Kofferschlüssel zu versuchen, in der Hoffnung, daß der Koffer irgendwo in der Welt vor einem halb schlafenden Zollbeamten vorbeirauschen würde, der kurz vor Feierabend stand. Als die Dame dann auch noch meinen Paß einziehen wollte, protestierte ich aber energisch, denn ich konnte und wollte mir nicht ausmalen, was passieren würde, wenn irgendwo so ein schwerbewaffneter Geselle mich auffordern würde, mich auszuweisen.

Nun begannen die schwierigen Verhandlungen hinsichtlich der Erstattung von Ausgaben für die Ersatzkleidung, die wir ja, dank Majorans Hilfe, gerade erst besorgt hatten. Die vorgelegten Quittungen hielten denn die gute Dame auch bald davon ab, ihren Vortrag über irgendwelche Limits zu Ende zu führen. Wir einigten uns auf 3000 RPS, ich unterschrieb etliche Formulare, und sie war gerade dabei, die Geldschublade zu öffnen, als Mechtild zurückkam und meinte, wir müßten auch noch die 1000 Rps wiederhaben, die wir dem Taxifahrer als Trinkgeld für die lange Wartezeit gegeben hatten. Die junge Dame schien ein wenig verwirrt, sah das aber ein, änderte handschriftlich den Betrag auf allen

Zetteln, und wiederum mußte ich unzählige Male unterschreiben. Um 4000 RPS reicher standen wir endlich auf, als sie uns schließlich mitteilte, Freitag würde doch wohl knapp sein, wir sollten eher mit Sonntag rechnen. Zwar verschlug es mir die Sprache, aber ich zog meine quengelnde Mechtild hinter mir her, weil mir klar wurde, daß ich den Gang der Ereignisse nun doch nicht mehr beeinflussen konnte.

Wieder auf der Straße angekommen, trieb uns der Durst auf die Suche nach einem Restaurant. Wir wurden auch bald fündig im Hotel „Meridian“, das sich als ein nobler 5-Steme-Schuppen herausstellte. Wir warfen einen Blick auf die Abendkarte, begafften ein wenig das internationale Publikum, benutzten das gewisse Örtchen und beschlossen, den Rückweg zu unserem Hotel am Strand entlang zu laufen, wobei die ersten Regenwolken unsere Schritte beschleunigten. Auf dem Weg am Strand entlang übersahen wir geflissentlich einige Liebespaare, die sich in Nischen der neu zu bauenden Uferpromenade verkrochen hatten, beobachteten die Arbeiter, wie sie vor Ort die Steine bearbeiteten und waren fast am Hotel angelangt, als schon die ersten Tropfen fielen. Busse hatten hier geparkt, und Scharen von diszipliniert aussehenden jungen Mädchen in weißen Kleidern, die wie Kommunionkleider aussahen, flanellierten auf der Promenade entlang. Schon bald sprach





uns jemand auf Englisch an, man erfuhr, daß wir aus Deutschland waren und stellte dann die Signalfrage, ob wir Kinder hätten. Während wir schon unsere Portemonnaies zückten, stellte er sich als der Schulleiter dieser Gruppe vor, die aus lauter Waisenkindern bestanden. Gleichzeitig präsentierte er uns einen Hefter mit Zeitungsausschnitten über Sponsoren auf einer Liste, in der Namen von Touristen aus allen Nationen standen. Wir zahlten unseren Obolus, unterschrieben und flüchteten vor den Regentropfen ins rettende Hotel und ließen den Kollegen mit seinen Kommunionkindern im Regen stehen.

Im Hotel nahmen wir auf der Terrasse Platz, um uns eine Erfrischung zu gönnen und warteten gespannt auf unsere erste Begegnung mit tropischem Regen. Der Himmel hatte sich längst bewölkt und die Winde frischten auf, als die Tropfen langsam stärker wurden. Am Nachbartisch näselten zwei dürre, ältere englische Ladies vor ihrem Tee mit Milch. Als der Regen schon in Bächen die Dächer runterstürzte, riet uns der Kellner dazu, die Plätze zu wechseln, denn das Dach hätte ein Loch. Erst hatten wir den Verdacht, er wollte uns loswerden, weil unser Durst nachgelassen hatte, dann aber fielen die ersten Tropfen in unseren Nacken, so daß wir uns auf unsere Zimmer begaben, um noch ein wenig Schlaf vor dem Abendessen nachzuholen.

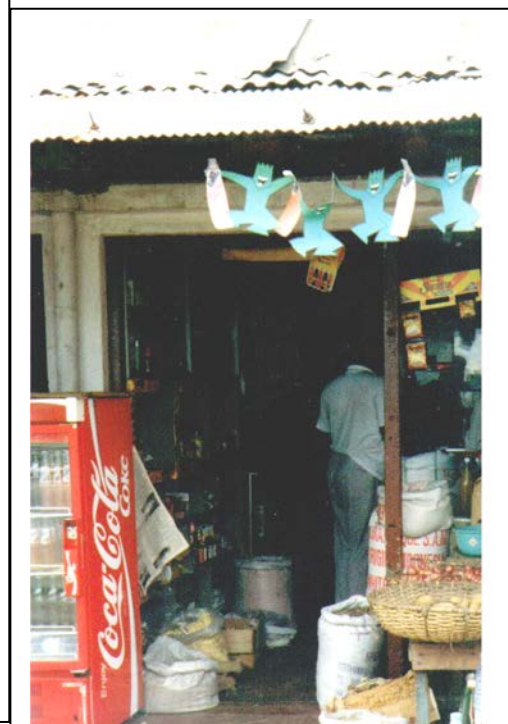
Erfrischt nahmen wir ein Taxi vor dem Hotel, um das Abendessen im „Meridian“ einzunehmen. Bevor ich noch ein Wort sagen konnte, chauffierte uns der Fahrer zielstrebig in die City, anstatt den direkten Weg am Meer entlang zu wählen. Nach einem großen Bogen waren wir endlich da und betraten die pompöse Eingangshalle, wo wir schon von einem Uniformierten in Richtung Restaurant gelotst wurden. Unterwegs warnten uns Schilder vor dem nassen Fliesenboden. Er bugsierte uns auf einem roten Läufer ins Lokal hinein. Später auf dem Rückweg lasen wir die Erklärung für die Umstände: Wegen Reparaturarbeiten an dem riesigen Glasdach war auch die Cafeteria verlegt worden.

Unsere erste Bestellung des Abendessens verlief nicht ganz unkompliziert. Zwar reichte mein Englisch aus, um die gängigen Gerichte auf der Speisekarte zu entschlüsseln, aber die unterschiedlichen Kombinationsmöglichkeiten, gemischt mit singhalesischen Bezeichnungen, drohten uns in ein ungewisses Abenteuer hineinlaufen zu lassen. Auch die Erklärungsversuche des Obers halfen uns nicht ganz viel weiter. Ein Blick auf den weit entfernten Nachbartisch, wo zwei Japaner schmatzend vor einer Vielzahl von einzelnen Schüsseln schmausten, wies uns den richtigen Weg. Wir machten dem Ober klar, daß wir auch so etwas haben wollten. Der stellte noch einige Rückfragen, aber dann war alles klar. Zum Appetitanregen gab es Schälchen mit gerösteten Cashewkernen, klein gehackten, gesalzenen Nüssen und kleine, frittierte Sardinen als Trockenfisch, die hervorragend schmeckten. Mechtild probierte zum ersten Mal das berühmte einheimische-„Ginger Beer“, ein alkoholfreies Ingwerbier mit einem prickelnden, leicht scharfen Nachgeschmack, das sich besonders gut mit Sodawasser als idealer Durstlöcher erweist. Jedes deutsche alkoholfreie Bier würde dagegen vor Neid erblassen. Später, als das Bier wegen eines Streiks der einheimischen Brauereiarbeiter knapp wurde, fanden wir heraus, daß man daraus auch einen hervorragenden Longdrink mit einer Mischung aus Sodawasser und Arrak zaubern kann. Der Arrak hier wird nicht etwa auf Zuckerrohrbasis gewonnen wie sein berühmter Namensvetter, sondern aus Palmblütensirup, dem sogenannten „Toddy“. Pur schmeckt er allerdings wie „Oma unter'm Arm“, wie wir befanden. Das Essen selbst bestand aus Reis, scharf gewürzten „Pickles“, eingelegten Gemüsesorten wie Paprika und dergleichen, sowie „Prawns“, also kleinen Garnelen und „Seerfish“, eine wohlschmeckende Fischart, dem Thunfisch ähnlich im Geschmack. Später sollten wir allerdings noch die Apotheose des Seerfisches bei unserer Köchin kennen lernen.

Nach dem Essen bestellten sich die Damen noch frische Ananasscheiben, die hier natürlich noch viel aromatischer schmecken als zuhause und wegen ihrer entwässernden und Fett abbauenden Wirkung reichlich genossen werden sollten. Man muß dazu sagen, wir vier lieben asiatisches Essen, das mit Rücksicht auf die Europäer manchmal etwas kastriert dargeboten wird. Andererseits haben die scharfen Gewürze aber auch durchaus ihren Sinn, da sie sterilisierend und verdauungsfördernd wirken und den Kreislauf anregen, was bei der hohen Luftfeuchtigkeit nicht unterschätzt werden darf. Natürlich kann man auch deutsches Essen bestellen, wie wir herausfanden. Unserm Hotel gegenüber lag das Lokal „Alt Heidelberg“, und wir waren gespannt, ob wir eine Trachtenkapelle vorfinden würden. Diesmal wies ich dem Taxifahrer den Weg, bevor er wieder zu einer kleinen Stadtrundfahrt ausholen konnte, was uns zwanzig Rupien ersparte. Nicht, daß uns die 70 Pfg. ärmer gemacht hätten, aber schließlich hat man auch seinen Stolz. Vor dem Lokal angekommen, rissen zwei livrierte Gestalten den Schlag unseres Wagens auf und führten uns in das dunkel wirkende Innere mit ca. fünfzehn Tischen, die aber beileibe nicht alle besetzt waren. Zum ersten und letzten Mal auf Sri Lanka erhielten wir gezapftes Bier,

wenn es auch keine deutsche Marke war. Mechtild bestellte einen „Softdrink“ und war dann doch etwas entsetzt, als sie beobachtete, daß neben Limonensaft auch Alkohol und Kraneberger zugefügt wurden. Aus Vorsicht hatte sie aber morgens im Hotel schon die Zähne mit Mineralwasser geputzt, wegen der Hygiene natürlich. In Zukunft war sie da nicht mehr so pingelig. Sie nippte also fortan nur an ihrem Drink, während wir unsere Blicke durch die Räumlichkeiten schweifen ließen. Außer einer Gruppe von Holländern waren nur Einheimische anzutreffen, die sich deutsches Essen schmecken lassen wollten. Ein Blick auf die Speisekarte ließ uns zweifeln, ob wir in Colombo oder gar nicht eher in Bamberg waren. Selbstverständlich gab es die Schweinshaxe mit Sauerkraut, und wem nach „Frankfurter“ oder Schweinefilet zumute war, kam hier voll und ganz auf seine Kosten. Wir bestellten noch ein Bier und sahen, wie unsere Biergläser mit normalem Leitungswasser abgespült wurden. Daraufhin tranken wir noch prophylaktisch einen Whisky hinterher, als uns der Ober mit seinem „Last Order“ klarmachte, daß man noch einmal bestellen könne, soviel man wolle, dann aber nichts mehr. Obwohl es erst 21.30 Uhr war, leerte sich das Lokal zusehends, und so machten auch wir uns auf den Weg ins Hotel, vorbei an einem schlafenden Kind auf dem Bürgersteig. Wir frühstückten morgens ausführlich (der Frühstückspreis ist hier nie inbegriffen) und gegen Mittag stand bereits das von Zh. organisierte Taxi bereit. Wir durften es erst gar nicht wagen, irgendein Gepäckstück in die Hand zu nehmen. Eine Armee von Saronträgern stürzte sich auf unser Gepäck, das im Nu eingeladen war.

Nun also begann wieder die Rallye aus Colombo heraus an unzähligen Büdchen und Souvenirständen vorbei, deren Reihe nur hier und da von dem prunkvollen Gebäude einer staatlichen Institution unterbrochen wurde. Statt Air Condition im Wage standen beide Seitenfenster offen, so daß man hautnah an dem infernalischen Treiben teilnehmen konnte. Hin und wieder erblickte mein geschultes Auge Anzeigen mit Werbung für Computerkurse, was mich nicht wunderte, wo doch in allen größeren Hotels und Institutionen PCs standen.





Je mehr wir zur Stadt hinaufkamen, desto schneller fuhr unser Fahrer, obwohl der Verkehr nur unwesentlich geringer wurde. Schwerbeladene Ochsenkarren wechselten sich nun ab mit Fahrrädern, die hinten ganze Kronen von orangefarbenen Kokosnüssen (King Coconuts) aufgestockt hatten, die überall am Straßenrand für Pfennige zu kaufen waren. Der Händler schlägt sie mit einem krummen, scharfen Hackebeil oben auf, und man trinkt daraus eine wässrig aussehende, lauwarmer Milch, die nicht nur gut gegen den Durst hilft, sondern

auch für einen ausgeglichenen Wasserhaushalt sorgt. Das Fleisch wird nicht verzehrt, stattdessen werden die Schalen an den Straßenrand zu schon bestehenden Haufen geworfen, in denen sich dann die Rinder und Ziegen tummeln und so auf natürliche Weise für eine Abfallbeseitigung sorgen. Ab und zu tauchen auch Berge von leeren Plastikbehältern oder sonstige Unrathaufen auf, die ein gefundenes Fressen für frei herumstreunende Köter darstellen, und nicht nur für sie, wie man sich sicher denken kann. Tiere werden überhaupt in diesem Lande sehr hoch geachtet, teilweise wegen der hinduistischen Vorstellung von der Reinkarnationstheorie, wonach der Mensch nach seinem Tod ein neues Karma, ich sage jetzt mal, eine neue Bestimmung erwarte also ein neues Leben annimmt, das auch durchaus minderwertiger sein kann, möglicherweise auch zur Verwandlung in einen Pinscher führen kann. Man verzeihe mir die stark vereinfachende Darstellung, wer sich ausgiebiger dafür interessiert, mag einige Meter Fachliteratur darüber studieren. Ein Beispiel, um die Ehrfurcht der Menschen vor dem Leben zu verdeutlichen. Einige Tage später fuhr ich mit einem Taxi nach Galle, um einige Kleinigkeiten zu besorgen. Als der Kleinbus wieder anfahren wollte, entdeckte ein Passant ein Tier unter unserem Wagen. Aufgeregt zeigte eine ganze Gruppe darauf, um den Fahrer zu warnen. Der blieb sofort stehen und wartete geduldig darauf, bis so ein kleiner Pinscher unter unserem Wagen hervor kroch.

Kurz vor Galle machten wir von Colombo aus Halt an einer der unzähligen Shops, weil der Fahrer sich erst ein Aspirin wegen seiner Kopfschmerzen besorgen wollte. Uns brachte er eisgekühlte Cola mit, und weiter ging es auf der Küstenstraße immer am Meer entlang. Links davon stehen einige Hütten und Häuschen. Dahinter folgt noch etwas bewohntes Hinterland, dann aber beginnt bereits der Dschungel. Schon bald erreichten wir Galle, das schon weitem an der ehemaligen Festungsanlage an der See und dem weithin sichtbaren Leuchtturm zu erkennen war, dem einzigen der Welt übrigens, der unmittelbar in einer Stadt liegt, heute aber nicht mehr benutzt wird.

Das Stadtende von Galle ist nicht zu überriechen. Neben Hunderten von Büdchen erscheinen solche, an denen fliegenumschwärmte Fleischstücke in der Sonne hängen oder aufgeschnittene Fische auf der Theke liegen, ein Alptraum jeder deutscher Gewerbeaufsicht. Wen kümmert es hier? So langsam wurde mir doch klar, warum hier die meisten vegetarisch leben.

Nach weiteren zwanzig Minuten hatten wir das Touristengebiet „Unawatuna Beach Resort“ erreicht, eine Touristenanlage am Meer mit ca. dreißig Restaurants, die auch in deutscher Sprache für ihre Produkte warben. Das Schild „Hier deutsche Küche“ mag wohl der Zufluchtsort für deutsche Touristen sein, die auch hier nicht auf ihre Würstchen verzichten wollen. Vorher fiel mir noch ein riesiger Friedhof auf, dessen eine Hälfte aus christlichen Gräbern und deren andere aus buddhistischen, bzw. hinduistischen Gräbern bestand. Häufig erkennt man sie an einer obeliskartigen Kurzsäule, die möglicherweise symbolisieren



soll, daß eine Stufe der Entwicklung abgeschlossen ist. Besonders auffällig war ein Grab, das ein hakenkreuzähnliches Zeichen aufwies. Was ich zunächst für eine Grabschändung hielt, stellte sich aber später als eine Rune mit religiöser Bedeutung heraus. Der Unterschied ist nämlich der, daß diese Rune ein Spiegelbild des uns bekannten Nazisymbols darstellt. Häufig entdeckt man auch Gräber abseits der Straße zum Strand hin gelegen, auch ein frisches Grab, das mit weißen Plastikfähnchen eingezäunt wird. Meistens führen dann Schnüre mit diesen weißen Fähnchen zum Trauerhaus hin. Diese Gräber am Straßenrand stehen jeweils auf Privatgrundstücken. Wenn genügend Geld da ist, lassen die Familien ihre Toten auch wohl verbrennen.

Wir jedenfalls fuhren Gott sei Dank an besagtem Beach Resort vorbei und stießen zunehmend auf herrschaftliche Anwesen mit Palmenhainen zur See hin. Links von der Straße erspähte ich wieder kleine Häuschen, die freie Zimmer anpriesen, wohl mehr etwas für Rucksacktouristen. Endlich verlangsamte der

Wagen das Tempo, und während ich noch überlegte, ob wir wohl links oder rechts von der Straße untergebracht würden, bog er bereits hupend nach rechts in eine Einfahrt ein zu einem Anwesen, das ganz von einer weiß gekalkten, mannshohen Mauer umgeben und von einem schwarzen Holztor verschlossen war. Auf ein energisches Hupen hin öffneten sich die Flügel wie von Geisterhand und gaben den Blick frei auf G., den Hausboy, wie sich später herausstellte, einem noch knabenhaft aussehenden jungen Mann, der in Wirklichkeit aber schon 23 Jahre alt war. Der Wagen hielt vor der Terrasse der Villa, wo Z. uns bereits freundlich lächelnd erwartete. Wir wollten eigentlich erst einmal einen Blick in das Haus werfen, weil uns Hans ja ausdrücklich empfohlen hatte, zwischen diesem und einem anderen auszuwählen. Nachdem wir uns flüchtig umgesehen hatten, war die Entscheidung klar: Wir wollten bleiben, zumal das Hauspersonal sich wohl auch ganz schon darauf eingestellt hatte. Ehe wir uns versahen, hatte G. bereits das Gepäck nach oben geschleppt. Uns war nach einer Erfrischung zumute, und so machte ich mich auf den Weg in die Küche, um etwas Tee zu erbitten. Auf meine entsprechende Frage hin schüttelte sie freundlich lächelnd den Kopf, und ich dachte noch „Schade eigentlich!“, hörte aber zu meiner Überraschung „OK, Sir“, so daß ich doch etwas perplex war. Da fiel mir ein, in einem Reiseführer gelesen zu haben, daß Zustimmung der Einheimischen immer mit einem Wiegen des Kopfes signalisiert wird, das von uns Europäern fälschlicherweise oft als ein verneinendes Kopfschütteln ge-deutet wird. Es hat geraume Zeit gebraucht, bis wir uns daran gewöhnt hatten. Wir haben oft darüber nachgedacht, woher diese Sitte wohl stammen würde. Erst als wir später auf der Straße Frauen mit Lasten auf dem Kopf sahen, kam H. die Idee, daß unser europäisches Kopfnicken bei den Damen unweigerlich zum Absturz der Kopflast führen würde, und da die Frau es hier ohnehin gewohnt sei, Anweisungen zu befolgen, sei dies also eine praktische Erfindung. Ich hingegen äußerte die Vermutung, daß diese fließende, schlangentanzartige, vertikale Bewegung des Kopfes die Kosten für einen Masseur erspart. Wahrscheinlich haben wir beide Unrecht, und ich habe mich damit abgefunden, dieses Geheimnis neben vielen anderen mit nach Europa, bzw. ins Grab zu nehmen.

Z. war eine junge, bildhübsche Frau von etwa zwanzig Jahren, wie ich erst dachte. Später erfuhren wir, daß sie schon 35 Jahre alt und stolze Mutter von fünf Kindern war. Sie war klein und schmal gebaut mit lockigem, pechschwarzem Haar, das immer einen geheimnisvollen Glanz ausstrahlte. Sie wirkte scheu wie ein Reh, dabei sehr natürlich und aus ihrem dunkelbraunen Gesicht leuchteten ihre blendend weißen Zähne und ihre strahlenden, stets leuchtenden Augen hervor. Daß sie eine Perle von Köchin war, hatte uns Hans telefonisch schon angedeutet, nur Fischgerichte wären nicht ihre Stärke.

Einen Vorgeschmack erhielten wir bereits, als sie mit G. den Begrüßungstee servierte. Alles andere, was wir bisher in dieser Richtung gekostet hatten und noch kosten würden, war Spülwasser dagegen, ohne daß wir uns darüber schlüssig werden konnten, worin das Geheimnis lag. Zwar konnten wir

kleine Stengel darin ausfindig machen, allerdings blieben wir in den wildesten Mutmaßungen stecken. Als eingeschworener Kaffeetrinker hätte ich es nicht für möglich gehalten, wie sehr ich mich immer auf ihren Tee freute. Wir hatten im Reiseführer gelesen, daß jede Hausfrau ihr eigenes, streng gehütetes Rezept habe. Nichtsdestoweniger beschlossen wir, eines Tages all unseren Mut aufzunehmen, um sie nach diesem Geheimnis zu befragen.

Der Fahrer hatte sich mit einem Trinkgeld und dem Hinweis verabschiedet, daß Zihan bald käme. Also packten die Frauen die Koffer, bzw. meine nur die paar Habseligkeiten, aus und warteten. Wir nutzten die Gelegenheit, um uns ein wenig umzusehen. Von der Terrasse fiel der Blick in eine Art Garten, schätzungsweise 40 m breit und 30 m lang, in dem ca. hundert Palmen Schatten spendeten. Abends sorgte Sumaseri, unser Nachtwächter dafür, daß Strahler die Palmen beleuchteten und ein Strahler dabei auf eine Art Steinsäule fiel, die zum unteren Ende von beiden Seiten aus konisch zulief. Es handelte sich dabei um eine Ölmühle aus grauer Vorzeit, mit deren Hilfe aus Kokosnüssen Öl gepreßt wurde. Das Grundstück selbst wurde von einer weißgetünchten Mauer eingefast. An einzelnen Stellen hatte man Öffnungen gelassen, durch die sich hohe, krumm wachsende Palmenstämme krümmten. Die Sicht zum unmittelbar angrenzenden Meer wurde nur durch eine Reihe wahllos in den Boden gesteckter Stöcke unterbrochen, die eine Art Zaun bildeten. Ein mit Hanfseilen befestigtes Törchen gab den Weg frei zu einem paradiesisch anmutenden Sandstrand, der sich in der sinkenden Nachmittagssonne kilometerweit zu beiden Richtungen erstreckte. Das Meeresrauschen sollte nun unser ständiger, anfangs ungewohnter Begleiter werden. Hinten im Park stand eine massive Steinbank, die abends dazu einlud, die Lichter von vorbeiziehenden Schiffen in der Ferne zu verfolgen und die Naturgewalt des Meeres zu genießen.

Ein weiterer Streifzug um das Haus herum ergab, daß sich rechts neben dem Haupttor eine kleine Klausur an die Außenmauer schmiegte, in der wir eine Pritsche und ein französisches Klo entdeckten. Die Bedeutung wußten wir noch nicht einzuschätzen. Erst später wurde uns klar, daß G. den Rest der Nacht als „Nightwatcher“, als eine Art Bodyguard verbringen würde.

Links vom Haus befand sich ein turmartiges Gebäude auf vier Betonpfeilern, das als Wasserturm diente und auch eine Außendusche aufwies, eine schätzenswerte Einrichtung, denn der geringe Wasserdruck im Haus ließ die Duschen nur tröpfeln. Links vom Haus befand sich ein turmartiges Gebäude auf vier Betonpfeilern, das als Wasserturm diente und auch eine Außendusche aufwies, eine schätzenswerte Einrichtung, denn der Wasserdruck im Haus ließ die Duschen dort nur erbärmlich vor sich hin tropfen. Ein Blick durch die Tür ins Innere des Turmes gab uns weitere Rätsel auf: ein Sammelsurium von leeren Flaschen. Die Etiketten ließen dahinter einen Weinkenner vermuten. Ein Brunnen schloß sich zur Außenmauer hin an, aus dem das Wasser in den Turm hoch gepumpt wurde.









Wenn man den Weg zurück ins Haus nahm, stieß man zuerst auf eine ca. 9 x 6 m große Außenterrasse, die von einer bauchhohen Hecke umsäumt war. Der vordere, größere Teil des Bodens war mit Klinkersteinen ausgelegt, während der Übergang zum Haus hin mit einer dunkelbraunen Farbe überstrichen war. Jeweils beide Seiten dieses Übergangs wurden durch zwei kleine Sandbeete abgetrennt, die mit Blumentöpfen umrahmt, bzw. ausgefüllt waren. Holzgitterwände zu den Außenseiten dienten als Sichtschutz, wobei die angrenzenden Grundstücke unbewohnt zu sein schienen. An der Decke hingen zwei riesige Ventilatoren zur Abkühlung. Abends sorgten Punktstrahler an der Decke für eine halbwegs ausreichende Beleuchtung. Das Mobiliar bestand aus zwei antiken Yakholztruhen, die allerdings leer waren, einigen Liegestühlen aus Rattan, einem langen rechteckigen Tisch in der Mitte, an dem gut und gerne zehn Personen Platz gefunden hätten und einer Sitzgruppe, bestehend aus einem kleinen Abstelltisch, stets mit frischen Blumen geschmückt, zwei Korbstühlen und zwei aus massivem Tropenholz gedrechselten Sofas mit Rattaneinlage. Zwei Stehtischchen mit Lampen rundeten alles ab.

Im unteren Stock des offensichtlich frisch getünchten Hauses befand sich rechts ein Raum mit einem unbezogenen Doppelbett, von dem sich eine Tür zum Brunnen hin öffnen ließ, während die andere in eine kleine Toilette mit Dusche führte. In der Mitte bildete eine Art Wohnzimmer mit rundem Tisch, Kommode und Telefon den Übergang zur Küche, während im vorderen Teil eine ausgetretene Treppe in das Obergeschoß führte, in einen kleinen Schlafraum zunächst, dem das größere Schlafzimmer folgte, dessen Mittelpunkt ein großes Prunkbett mit Moskitonetz bildete, in dem Mechtild und ich hervorragend schlafen konnten. Von hier betrat man einen kleinen Balkon mit Liegestuhl und Wäscheständer. Die Verbindungstür ließen wir jedoch abends immer zu aus Angst vor streunenden Katzen und anderen Tieren. Einzig die Ventilatoren in den Schlafzimmern konnten abends etwas für Abkühlung sorgen. An unserem Schlafzimmer grenzten das Bad und K.s Schlafzimmer an, das doch kleiner war, zumal das Bett, aber sie versicherten, sie hätten auch darin gut geschlafen.

Das ganze Haus machte den Eindruck eines gepflegten Anwesens gehobenen Standards. Wir waren rundum zufrieden damit. Uns blieb nichts anderes übrig, als auf Zh. zu warten, zumal wir auch nicht so recht wußten, wie wir uns zu verhalten hatten. Z. hatte uns bereits wissen lassen, wir hätten noch eine Kleinigkeit zu essen zu erwarten, und schon bald gab es das Nationalgericht, Reis und Curry. Ein Europäer mag sich darunter vielleicht nicht viel vorstellen, auch ist es schwer, die verschiedenen Varianten zu beschreiben. Immer handelt es sich dabei, wie der Name schon sagt, um ein Reisgericht mit unterschiedlichen Beilagen. Aber Reis ist nicht gleich Reis. Es gibt ihn in unterschiedlichen Färbungen und Qualitäten, gelb, braun, weiß, ja sogar rot. Am ersten Abend erhielten wir also gelben Reis, der wahrscheinlich in Kokosmilch gekocht war. Dazu gibt es dann, je nach Lust und Geldbeutel, die verschiedensten Hauptgerichte. Wenn man schon in Asien lebt, sollte man sich tunlichst auch den

Essensgewohnheiten hier anpassen, ganz nach dem englischen Motto. „When you are in Rome, do as the Romans do!“ Neben einem praktischen Hintergrund hat das auch etwas mit Gesundheitsfürsorge zu tun. Ich meine damit nicht, daß der Europäer sich gleich am ersten Tag die nächstbeste Garküche auf der Straße aussuchen sollte, um wie die Einheimischen dort für ein paar Pfennige eine billige und wahrscheinlich auch schmackhafte Mahlzeit zu sich zu nehmen. Wer einmal beobachtet hat, wie die Teller dort am Straßenrand gewaschen werden, sollte sich ein gesund-





heitliches Fiasko besser ersparen. Anders in Gasthäusern, die in der Regel etwas mehr Wert auf Hygiene legen oder bei Z., die stets frisch einkaufte und deren traumhafte Gewürzmischungen immer auch eine desinfizierende Wirkung hatten, da bin ich mir ganz sicher. Zu diesem Reis gab es Spiegeleier mit diversen Salaten. Jeder Reiseführer warnt vor dem Verzehr frischer Salate, aber wir konnten den Tomaten mit Zwiebeln nicht widerstehen. Vielleicht liegt das Geheimnis darin, daß man anfangs wenig davon essen sollte. Eine Kollegin, die vor zwei Jahren eine Rundreise auf Sri Lanka unternommen hatte, hielt es da wohl auch mehr mit dem römischen Kaiser Nero, der aus Angst vor einem Giftanschlag und als Immunisierung dagegen immer Spuren von Gift zu sich genommen haben soll; d.h., auch sie probierte erst ein Salatblatt, steigerte dann von Tag zu Tag die Mengen und aß zum Schluß ganz selbstverständlich wie die Einheimischen hier ihre Salate, während ihre Mitreisenden ihn mieden wie der Teufel das Weihwasser. Am vorletzten Tag konnten die dann der Versuchung nicht widerstehen und langten nach Herzenslust zu. Am folgenden Tag balgten sie sich dann um die Toilette im Bus.

Wir vier hatten jedenfalls in der ganzen Zeit nicht einmal Probleme mit der Verdauung. S. wollte eigentlich noch Vollkornbrot von zuhause mit-genommen haben, das von irgendeinem Hotelfrühstück in die Tasche gewandert war, aber es erwies sich als völlig überflüssig.

Zurück aber zu Z.s Abendessen. Zum Reis gab es eine dickflüssige Soße, die wir anfangs für Suppe hielten, auch „Daal“ genannt. S. hatte sich schon etwas zum Probieren auf den Reis gegeben, um uns dann eindringlich vor dem üblen Geschmack und Geruch zu warnen. Ich war erstaunt, denn sie ißt ja sonst so gut wie alles, fand aber beim Probieren heraus, daß Daal gut schmeckte, der

Geruch doch wohl mehr vom Reis ausging. Also ließen wir den Reis da, wo er lag und wandten uns stattdessen den anderen Köstlichkeiten zu, Würstchen aus Hähnchenfleisch, Bohnen mit Knoblauch, Chiligemüse und in Öl erhitzte Knabberchips, die selten immer gleich schmeckten, von scharf bis milde. Als Nachtisch gab es dann „Curd“, ein Joghurt aus Büffelmilch mit einer Soße aus Palmblütenhonig. Während S. und die anderen davon schwärmten, reichte mir der erste Bissen. Leider hatte S.s Begeisterung zur Folge, daß wir nun jeden zweiten Abend Curd erhielten, im Wechsel mit frischen Ananasscheiben. Für mich gab es dann in der Folgezeit immer Bananen. Nun gut, in puncto Nachtisch erlebte ich zwar keine Offenbarung, aber das Obst eignet sich gut dazu, den scharfen Geschmack zu neutralisieren.

Wir dankten Z. für das leckere Essen, so daß ihre Augen vor Stolz strahlten. Allerdings machte ich ihr auch zartfühlend klar, daß wir doch lieber weißen Reis mochten, was sie auch verstand, denn von da an war das Thema Reis „gegessen“. Als wir fast fertig waren, erschien Zh., ein schwarz gelockter, junger Mann von ca. zwanzig Jahren, der stets sein „Handy“ mit sich zu tragen pflegte, vielleicht als Statussymbol, vielleicht aber auch als unentbehrliches Kommunikationsmittel bei seinen undurchsichtigen Geschäften. Er entschuldigte sich höflich, daß er uns hatte warten lassen und erklärte uns, wir sollten uns nur wie zu Hause fühlen. Wann immer es Probleme gäbe, er sei ja stets zu erreichen. Bezüglich der Bezahlung des Essens sollten wir Z. von Zeit zu Zeit Geld geben, alles andere würde sie dann besorgen. An den folgenden Tagen kam sie dann auch jeweils, wenn die Haushaltskasse leer war, legte mir dann ihr penibel geführtes Haushaltsbuch vor, das ich mehr aus Interesse an den Preisen für Lebensmittel und den Zutaten ihres Essens inspizierte, denn aus argwöhnischer Kontrolle heraus.

Wir verhandelten dann mit Zh. über die geplante Rundreise, die wir für den Beginn der kommenden Woche eingeplant hatten, immer vorausgesetzt, daß bis dahin unsere Koffer eingetroffen sein würden. Er bot uns einen Kleinbus mit Fahrer an, der auch etwas Englisch spräche. Mit ihm in englischer Sprache zu verhandeln, war eine Wohltat, denn wir hatten schon bemerkt, daß die Englischkenntnisse des Personals eher bruchstückhaft waren. Wann immer wir einen Wagen brauchten, wir sollten ihn nur anrufen, „no problem“. Wir könnten auch den Wagen für einen ganzen Tag mieten, der uns dann in einem Umkreis von ca. 120 km herumfahren würde, zu einem Komplettpreis von 1000 Rps, also ca. 35 DM. Natürlich müßte er für die Rundreise mehr berechnen.

Das hörte sich alles schon gut an, zumal er auch noch versprach, am nächsten Morgen zwischen zehn und elf wieder da zu sein, um uns Galle zu zeigen. Er verabschiedete sich, nicht ohne vorher das Glöckchen noch einmal zu läuten, das auf einem bastenen Untersätzchen hochherrschaftlich thronte. Sofort erschienen Z. und G., die nun den Tisch wortlos und unauffällig abräumten. Bald danach kam Z. wieder zum Vorschein, machte eine knicksartige

Geste voller Unterwürfigkeit und teilte uns fast entschuldigend mit, daß sie nun nach Hause wolle: „Madame, I go home now.“ Wir begaben uns nun zur Sitzecke, um die weiteren Einzelheiten der Rundreise zu besprechen. Auf unser Klingeln hin brachte uns G. noch Cola und Sprite, um sich dann ebenfalls artig zu verabschieden. Für weitere Wünsche stand uns nun Sumaseri zur Verfügung. Leider hatte er kein Bier im Kühlschrank, so daß wir um an die leckeren Tröpfchen aus Dubai hielten. Mechtild genoß hingegen ihr Ginger Beer.

Freitag, den 7.4.95

Morgens erschienen wir um halb zehn zum Frühstück, das bereits auf uns wartete mit frisch geschälten Ananasscheiben und Bananen, die hier wesentlich kleiner, aber auch geschmacksintensiver sind. Dazu gab es neben dem üblichen Tee getoastetes Weißbrot und Marmelade aus Waldäpfeln, die nicht ganz so nach dem Geschmack der anderen war, sowie vier gekochte Eier. Ich ahnte schon, was kommen würde und schlug meines erst gar nicht auf. Die Gesichter der anderen wirkten denn auch sehr bedenklich, als sie sich dem Inneren zuwandten. Wir, d.h. S. übernahm anfangs widerstrebend das Amt, klingelten und versuchten Z. klarzumachen, daß wir die Eier lieber hart gekocht hätten. Es vergingen keine zehn Minuten, und sie präsentierte uns voller Stolz ihr neues Werk. Wieder rührte ich keinen Finger, sondern verzehrte die inzwischen wer weiß wievielte Banane. Auch dieser Eierversuch war als gescheitert zu betrachten und beim Abräumen versuchten wir ihr noch einmal zu bedeuten, daß hart gekochte Eier zehn Minuten brauchten. Als Folge blieben wir von weiteren gekochten Eiern verschont.

Nach dem Frühstück, es war immerhin schon zehn Uhr geworden, suchten die Damen fieberhaft einige Dinge zusammen für den Rucksack, den meine Frau fortan wie eine zweite Haut auf allen Ausflügen mit sich herumtrug. Nach dem Studium einer englischsprachigen Zeitung wandte ich mich meinem Tagebuch zu, während unsere Frauen zur Toilette huschten, immer auf die Uhr schauend. Immerhin war es nun elf geworden, so daß Zh. jetzt jeden Moment kommen mußte, dachten wir. Z. fragte höflich, ob sie oben schon aufräumen könnte. Die anderen wollten noch einen Blick in ihre Lektüre riskieren.

Die Turmuhr aus der Dorfmitte schlug mit ihrem unverwechselbaren Big-Ben-Klang zwölf, aber von Zh. keine Spur. Ich machte mir weniger Sorgen um seine körperliche Unversehrtheit als um die zunehmende Ungeduld unserer lieben Frauen. S.: "Wenn er bis eins nicht da ist, gehe ich zu Fuß nach Galle oder winke mir ein Tuk Tuk heran!" Mechtild: "Unverschämtheit, einen so lange warten zu lassen!" Wir Männer versuchten sie damit zu beruhigen, daß die Uhren in Asien möglicherweise anders gingen, aber das zeigte auch nicht die größte Wirkung. Um ein Uhr sah ich mich genötigt, die Initiative zu ergreifen und Zh. anzurufen. Nach einigen ergebnislosen Versuchen meldete er sich auch, entschuldigte sich wortreich und versprach, so schnell wie möglich zu kommen.

Meine Gegenfrage, was er unter „so schnell wie möglich“ verstehe, schien er geflissentlich überhört zu haben. Die Damen waren wieder annähernd beruhigt, und wir beschlossen nun, ihn aus Rache ein wenig warten zu lassen, indem wir vorher noch Tee bestellten. Aber auch, nachdem die dienstbaren Geister das Geschirr bereits wieder abgeräumt hatten, ward kein Zh. gesehen.

Die drei ergaben sich nun unter Verwünschungen in ihr lethargisches Lesen, während auch ich beim Schreiben eine zunehmende Ungehaltenheit nicht verbergen konnte. Als die Uhr gerade drei geschlagen hatte, erschien Zh. fröhlich und keineswegs schuldbewußt mit einem älteren, finster dreinblickenden Herrn, dessen Unterkiefer sich weit vorgeschoben hatte und durchaus als Regenauffangbecken dienen konnte. Ich versuchte, die beiden zunächst zu ignorieren, dabei mit meiner Beherrschung ringend, bis ich ihm unter Aufbietung all meiner Englischkenntnisse klarmachte, daß es so nicht ginge. Schulmeister hin, Schulmeister her; gelernt ist schließlich gelernt.

Meine Ausführungen schienen insofern schon eine gewisse Wirkung auf die beiden ausgeübt zu haben, als Zh. sich eine weitere Entschuldigung herausrang und so schuldbewußt dreinschaute, daß er mir schon wieder leid tat. Die Mienen des älteren Mannes verfinsterten sich noch mehr, und er schien mit seinem Sohn zu schimpfen, wobei ich die Landessprache natürlich nicht verstand. Es stellte sich heraus, daß es sich bei dem Älteren um den berühmt berüchtigten Hadschi Hus. handelte, bei dessen Namenservähnung in Colombo die Taxifahrer mit einem vielwissenden Lächeln reagiert hatten. Als er dann noch erfuhr, daß unsere Koffer fehlten und er von seinem Sohn darüber nicht informiert worden war, schien er noch mehr erzürnt. Kurzum, er redete aus seinem verwegem geformten Mund beruhigend auf uns ein, wobei ich verdammt genau hinhören mußte, um ihn zu verstehen. Wir diskutierten nun die Frage, ob es sich überhaupt noch lohnen würde, nach Galle zu fahren, aber Zh. meinte: „No problem!“ Wir wären pünktlich zurück, und außerdem hätte Z. schon alles fürs Essen eingekauft.

Also fuhren wir los, und unterwegs zeigte er uns im Vorbeifahren Hans' Haus, das noch von weitem wie eine Baustelle wirkte. Hus. meinte, wir sollten besser nicht hinter unserm Haus im Meer baden, das sei zu gefährlich, sondern zeigte uns statt dessen eine andere Stelle, wo die Brandung nicht so toste, wies auf ein kleines Betonhäuschen hin und meinte, hier könne man in Ruhe baden. Unterwegs hielt er noch irgendwo an einer Hütte. Sogleich stob eine Schar Kinder mit ihrer respektvollen Mutter auf den Wagen zu. Er erklärte uns, er werde dem Mann ausrichten lassen, er solle am nächsten Morgen das Haus öffnen und bewachen. Wir könnten dann in Ruhe unsere Sachen dort lassen, was wir aber dankbar ablehnten, zumal wir noch keine klare Vorstellung über die Gestaltung des nächsten Tages hatten.

Kurz vor Galle hielten wir dann vor einem Juwelierladen. Hus. verabschiedete sich von uns, nicht ohne uns vorher noch zu erklären, hier könne man unbesorgt einkaufen, es seien „Freunde“ von ihm. Aber wollten wir das eigent-

lich? Sicher, man hatte für alle Fälle den einen oder anderen Reisescheck mitgenommen, auch schon viel über die einmalig günstigen Einkaufsmöglichkeiten von Schmuck und Diamanten hier gehört, aber daß der „Fall“ so bald kommen würde, hatte keiner von uns gedacht. Etwas betroffen und voller böser Vorahnung stapften wir Männer unseren Frauen hinterher, die es auf einmal ganz eilig hatten.



Ein deutschsprachiger Angestellter führte uns geschickt erst in die Werkstatt, wo vier dürre Oberkörper im Schneidersitz vor ihren Schleifscheiben hockten, die von einem handgezogenen Bogen angetrieben wurden, ganz so, wie die Bohrmaschinen der Steinzeit funktionierten. Fasziniert von der Technik folgten wir Männern den Erklärungen und stellten immer neue technische Einzelfragen, um den abzusehenden Lauf der Dinge möglichst lange hinauszuzögern, aber irgendwann half keine Verzögerungstaktik mehr, und die Frauen schleppten uns in das angrenzende Schmuckgeschäft, wo sofort geschultes Personal ganze Schubladen voll Broschen und Ringen vor unseren Augen ausbreitete. Während wir Männer scheinbar gelangweilt und schicksalsergeben auf die belebte Straße schauten, säuselten nun die Verkäufer verführerisch auf unsere Frauen ein. Zugegeben, die Auswahl war groß, und die Preise erschienen günstig im Vergleich zu Europa. Auch machte mir der Gemütszustand meiner lieben Frau seit dem herben Verlust des Koffers zunehmend Sorgen. Die zwei in Colombo erstandenen Garnituren reichten ihr nun vorne und hinten nicht mehr. Man wolle sich schließlich ja auch mal umziehen. Was lag also näher, als etwas Neues zum Anziehen zu kaufen, das sich dann in Gestalt eines wunderschönen Ringes präsentierte. Ich unternahm einen letzten verzweifelten Versuch, indem ich daraufhin wies, daß das Schmuckstück ja viel zu klein sei und sie es sicher bald

verloren hätte, aber der Verkäufer meinte nur „No problem!“, verschwand in die Werkstatt, während ich schon meine Kreditkarte zückte. S. hingegen widerstand allen Versuchungen - schließlich hatte sie ja auch noch etwas zum Anziehen. Der Verkäufer ließ dann auch etwas vom Preis herunter, freiwillig, als Freundschaftspreis gewissermaßen, was mich eigentlich hätte nachdenklich stimmen müssen, aber wer weiß, vielleicht wäre Hus. dann noch beleidigt gewesen, und wer wollte das schon riskieren? Mich tröstete der Gedanke, dass ich fortan meiner Frau nicht mehr die Füße, sondern den Ring küssen müßte.

Zh. fuhr uns dann zur nächsten Station unserer „Stadtrundfahrt“, zu einer Seidenfabrik nämlich, wo man, wie die Frauen bereits aus den Prospekten herausgefunden hatten, die Entstehung der Seide von den Anfängen her beobachten konnte. Man ist schließlich ein Mann von Kultur, also wie konnten wir uns das entgehen lassen?

Ein Angestellter, der sein hervorragendes Deutsch ebenfalls in Abendkursen gelernt hatte, führte uns durch den Textilladen in einen Werkstattraum, wo er uns ein Gewimmel von Seidenraupen präsentierte, die sich die Mägen voller Maulbeerblätter vollschlugen. Leider war die Werkstatt schon geschlossen, aber die Seidenwebstühle waren noch zu sehen. Zurückgekehrt in den Laden wühlten unsere besseren Hälften dann ausgiebig in Seidentüchern und -ballen, wobei sich meine Mechtild heroisch zurückhielt. S. fand auch bald ein passendes Stück Stoff für einen Rock, den sie eigentlich selber nähen wollte, aber als der Verkäufer sich anbot, bei ihr Maß zu nehmen und ihn für einen Spottpreis nähen zu lassen, war die Sache klar.

Nun war meine Stunde gekommen, und ich fragte ganz verwundert und scheinheilig, ob man auch für mich überhaupt etwas Passendes schneiden könne. „No problem!“ war die Antwort. Ob man denn auch von dem karierten Stoff eine Hose ...? „Um Gottes willen!“ unterbrach mich Mechtild, „das sieht doch nicht aus! Wenn, dann eher eine Sommerhose aus Seide.“ Ja, ob dann nicht die dünne Seide eher angebracht wäre, bohrte ich weiter. Vorwurfsvolle Blicke bedeuteten mir, daß ich keine Ahnung hätte, und schon deutete sie auf den dickeren Stoff hin. „Der muß es sein!“ Na also! Schon turnten zwei Schneider an und auf mir herum, um mich akribisch zu vermessen. Erst als einer von ihnen mir mit einem rechtwinklig aussehenden Gerät in den Schritt fuhr, zuckte ich doch ein wenig zusammen. Ein dritter schrieb geduldig alle Maße auf, fragte nur gelegentlich ungläubig nach, und dann mußte nur noch der Anprobetermin ausgemacht und die Anzahlung geleistet werden. Nun war auch ich zufrieden. Nein, die Batikausstellung im Obergeschoß wollten wir nun nicht mehr sehen, bedeuteten wir den freundlichen Herren und weckten vorsichtig Zh., der uns bei strömendem Regen nachhause fuhr. Ende der Stadtrundfahrt - erster Teil.

Wir wollten am nächsten Tag noch einmal nach Galle, um uns die Stadt auf eigene Faust anzusehen und baten ihn, uns gegen zehn Uhr einen Wagen zu schicken, was er auch fest zusagte.

Abends nach dem Essen kam er noch einmal persönlich vorbei, um uns ein Paar Flaschen Bier zu bringen, die er angeblich noch in Hans' Haus aufgetrieben hatte. Zurzeit herrschte ein Streik der Brauereiarbeiter, so daß in Galle und Umgebung kein Bier mehr aufzutreiben war. Er habe aber einen Fahrer, der am nächsten Tag ein paar Gäste nach Colombo brächte, gebeten, von dort etwas zu besorgen. Davon sahen wir in der folgenden Zeit allerdings nichts.

Die Abende verliefen meistens gleichförmig. Irgendwann, wenn man sich genug erzählt hatte, setzten wir uns rüber in die Sitzecke, holten die Rommékarten heraus, klingelten nach Sumaseri, der jetzt für den Rest der Nacht für unsere Betreuung und Sicherheit zuständig war, und bestellten, was gerade da war, häufig auch Ginger Beer mit Arrak, den wir uns vorher besorgt hatten. Irgendwann am späten Abend konnte es auch mal passieren, daß der Strom ausfiel. Sofort erschien dann Sumaseri mit einer leeren Bierdose, auf die er geschickt eine Kerze gestellt hatte. Meistens war der Stromausfall allerdings nur von kurzer Dauer und erst so spät, daß wir dann bald müde wurden und unter unsere Moskitonetze krochen, nachdem wir vorher die Ventilatoren in Gang gesetzt hatten. Sumaseri räumte derweil unten auf und würde sich sicher bald in seine Wärterklausen begeben.

Samstag, den 8.4.95

Morgens erschien zu unserer großen Überraschung pünktlich um 10 Uhr das bestellte Taxi. Der Fahrer entpuppte sich als ein luftgetrockneter, älterer freundlicher Herr. Um die Sicherheit machte ich mir inzwischen keine Gedanken mehr. Meistens nahm ich vorne Platz, um die Wünsche der anderen zu verdolmetschen, was häufig mit Schwierigkeiten verbunden war. Das Englisch der meisten Sri Lankesen besteht eher aus einem kleinen, fest umrissenen Wortschatz, ohne die Fähigkeit, damit auch syntaktische Strukturen aufbauen zu können, d.h., umfangreichere Sätze zu verstehen oder gar zu bilden, die natürlich immer dann wichtig sind, wenn es etwa um Erklärungen oder landeskundliche Einzelheiten geht.

Die meisten Taxen dieser Art haben keine Air Condition oder Klimaanlage. Die Temperaturregelung übernimmt auf natürliche Weise der Luftzug, der über die geöffneten Seitenfenster Einlaß findet. Sicherheitsgurte trägt kein Mensch hier, obwohl sie meistens vorhanden sind. Nach anfänglichen Versuchen, das Chaos der Verknotungen aufzulösen, verzichtete auch ich fortan darauf. Selbst die angebrochene Schnapsflasche hinter dem Sitz des Fahrers flöbte mir schon keine Besorgnis mehr ein. In Galle selbst tauschten wir erst Reiseschecks ein, und obwohl es Samstagmorgen war, hatten alle Geschäfte und Einrichtungen geöffnet. Ein braungebrannter, blondhaariger Herr stand dort vor dem Schalter, um den Touristen behilflich zu sein. Als er hörte, daß wir Deutsch sprachen, stellte es sich heraus, daß auch er Deutscher war, der wohl irgendwie hier hängen geblieben war und vermutlich seinen Lebensunterhalt als Touristenführer verdiente. Auf unsere Frage erklärte er uns den Weg zu einem Laden, von wo aus wir für

5,- DM nach Deutschland faxen konnten. Ein Streifzug über das bunte Marktgeschehen schloß sich an, weil Mechtild noch einen Sonnenhut erstehen wollte. Ein Lädchen reihte sich hier ans andere, wo man vorzugsweise Obst und Gemüse kaufen konnte, aber auch Fisch und Fleisch, über dessen Aussehen ich mich nicht noch einmal äußern möchte. Was das Obst und Gemüse anbelangt, so wartete hier eine kaum zu überschauende Vielfalt auf die Käufer: Bananen, Ananas, Melonen, Weintrauben, Mangos, Datteln Königskokosnüsse und die normalen, braunen, deren Milch allerdings schon häufig durch die drei Löcher oben ausgesaugt worden ist, Äpfel, Limonen, Kartoffeln Topinamur, eine Knollenart, die der Kartoffel ähnlich ist und leicht nussig schmeckt, Salate, Tomaten, Rettiche, Rote Beete, Bohnen, Erbsen, und ich weiß nicht, was noch alles. Viele Gemüsearten stammten aus dem Hochland von Kandy, wie wir später noch sehen würden.

Aber auch Haushaltswaren, Zigaretten und diverse Alkoholika, angefangen vom Arrak bis hin zum französischen Cognac, waren hier erhältlich, nur kein Bier. Während eine Flasche Arrak für 6,- DM zu haben ist, zahlt man für den Cognac auch und gerne das Zehnfache, was für hiesige Verhältnisse schon ein Vermögen ist. Nach einigem Suchen fand Mechtild ihren Sonnenhut, allerdings lehnte der Verkäufer meine ersten Handelsangebote strikt ab, was bei dem geringen Preis vielleicht verständlich war.

Unser Fahrer brachte uns anschließend zum Fort, einer alten Befestigungsanlage aus der Portugiesenzeit des frühen 16. Jahrhunderts. Vorher hatten wir ihm zu verstehen gegeben, daß wir ganz gerne Bier zum Mitnehmen kaufen würden. Er wiegte bedächtig seinen Kopf und fuhr nun mehrere Anlaufstellen an, leider ohne Erfolg. Dann hielt er vor dem über 300 Jahre alten Hotel Oriental, sprach kurz mit einigen Uniformierten darin und winkte uns dann heran. Vorsichtshalber hatten wir schon eine Leinentasche mitgenommen, die sich bald mit zehn Bierdosen füllte. Als wir dann den Preis hörten, war uns klar, daß er uns gewaltig über den Tisch gezogen hatte. Tja, Durst ist ja bekanntlich schlimmer als Heimweh. Wir verstaute das Bier im Wagen des Fahrers und verabredeten uns mit ihm um 15 Uhr an der gleichen Stelle, um einen Bummel durch die engen Gäßchen des Forts zu unternehmen. Dabei spielt sich immer das gleiche Bild ab. Im Nu sind wir umringt von Kindern, die mich anstarren, als ob ich ein Wesen aus einer anderen Welt wäre. In der Tat habe ich immer wieder beobachten können, wie die Leute mit offenem Mund stehen blieben, wenn ich an ihnen vorbeischnitt, weil ich auf sie wohl wie ein Riese wirke. Wenn sich der offene Mund wieder geschlossen hatte, sprudelte es dann auch bald aus ihnen heraus: „Bonbons? Schoolpens?“ Inzwischen bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß dies die zwei ersten Worte sind, die sie lernen, wahrscheinlich noch vor „Mama“ und „Papa“. Leider waren diese Kostbarkeiten ja immer noch in dem heiß ersehnten Koffer, dessen Ankunft Mechtild kaum noch erwarten konnte. Am Nachmittag würde die Stunde der Wahrheit kommen, wir würden ja sehen. Ich hatte mich inzwischen

schon ganz gut mit meiner „Unterhose“ angefreundet und fing langsam an, den tieferen Sinn des Bibelzitates zu verstehen: „Und was macht ihr euch Sorgen um die Kleidung? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen. Sie arbeiten nicht und spinnen nicht,...“ (Mt6,2 8)

Der Besuch zweier Kirchen schloß sich an, wo wir uns jeweils in ein Gästebuch eintragen mußten, was natürlich immer mit der deutlichen Aufforderung zu einer kleinen Spende für den Wiederaufbau verbunden war. Beim Verlassen der Kirche verfolgte uns dann ein einarmiger Mann, der um eine milde Gabe bettelte. Es kostet schon einige Überwindung, dann hart zu bleiben; nur, wir fanden auch bestätigt, was viele Auslandsreisenden immer wieder berichten. Läßt man sich erst einmal darauf ein, wird man die Kinder und Bettler nicht mehr los, und es folgen Scharen von anderen. Die Verhältnisse hier auf Sri Lanka sind nicht etwa so, daß die Leute hier verhungern müssen. Zwar leben viele in für uns kaum vorstellbarer Armut, etwa in den Slums von Colombo, in einfachen Bretterver-schlägen mit Wellblechdächern ohne Kanalisation und Elektrizitätsversorgung, nur: Wasser ist ausreichend vorhanden, Strom brauchen sie nicht, denn das Essen wird auf Feuerstellen gekocht, Heizung braucht man nicht. So überheblich das jetzt auch klingen mag, aber eine gewisse Grundversorgung ist durchaus gesichert, anders als in weiten Teilen Afrikas, weil die Natur die Menschen hier mit dem Lebensnotwendigen versorgt. Das heißt nicht, daß man sich guten Gewissens wieder in den Lehnstuhl zurückfallen lassen könnte. Hier kann und muß noch eine Menge geschehen. Aber wird der Mensch unbedingt glücklicher, wenn er beispielsweise aufgrund der Elektrizitätsversorgung jeden Abend fernsehen und auf diese Art und Weise westliche Pornofilme konsumieren kann, die wiederum das ansonsten





Leckerer Thunfisch!



so prude und fest gefügte Leben der einfachen Menschen aufwühlen? Die Zeitungen beklagen sich schon heute über den Verfall der Sitten in einem Land, dessen Kriminalitätsrate eher als niedrig einzustufen ist im Vergleich zu westlichen Ländern. Ob der Tourismus das Allheilmittel zur wirtschaftlichen Ge-

sundung darstellt, wage ich zu bezweifeln. Völlig ungelöst scheinen mir dabei die Entsorgungsprobleme zu sein. Mülltrennung ist hier völlig unbekannt. Zwar haben wir in Galle Müllwagen beobachtet oder besser gerochen, die, hochbeladen, allen möglichen Unrat wegkarrten, was auch immer damit geschah, aber die

jeder auf
Eine
sich
gemacht,

wieder
dort sonst
würden,
eines

Welt
wird.
es vielen

von



wilden Müllhalden an den Straßenrändern zeigen, daß hier seine Art und Weise entsorgt.

westliche Fluggesellschaft hat es beispielsweise zur Aufgabe den Touristenmüll von den Nachbarinseln der Malediven mitzunehmen, weil die Bewohner bald in Müllbergen versinken wahrscheinlich noch bevor sie Tages in den Fluten des Ozeans versinken, wozu die westliche nach Kräften beigetragen haben Natürlich, ohne Tourismus ging Leuten hier noch schlechter. Immerhin wurde eine große Zahl Arbeitsplätzen geschaffen, die allerdings wiederum nur einem

Teil der Bevölkerung vorbehalten sind, meistens denen, die über wenigstens minimale Englischkenntnisse verfügen. Wenn ich so beispielsweise an unser Personal denke, fällt mir Sumaseri ein mit seinen acht hungrigen Mäulern zuhause. Sumaseri scheint keiner festen Beschäftigung nachzugehen. Er verdient sich aber in den Tagen unseres Aufenthaltes hier ein dankbares Zubrot. Dies gilt in gleicher Weise für die anderen. Auf der anderen Seite steigt mit dem Tourismus auch das Preisniveau, und ich las in diesen Tagen in einer Lokalzeitung, daß die Regierung stolz verkündete, sie habe die Inflationsrate in einem Jahr um die Hälfte auf 5,5% gesenkt. So stimmen die meisten Preisangaben zumindest in älteren Reiseführern überhaupt nicht mehr mit der Wirklichkeit überein, selbst vorausgesetzt, daß wir als unerfahrene Touristen häufig überhöhte Preise bezahlt haben.

Doch bin ich kein Wirtschaftswissenschaftler, der das ganze Spektrum der Probleme hier aufzeigen könnte. Ich kann nur eigene, wahrscheinlich sehr subjektive Beobachtungen wiedergeben und Zusammenhänge vermuten. Doch zurück zum Fort, auf dessen Mauern wir nun entlang wandelten unter den Lautsprecherrufen des Muezzins, der zur Mittagsstunde einige weißgekleidete Knaben und Männer mit weißen Kappen auf den Köpfen zum gemeinsamen Gebet in die Moschee rief, während andere Jungen unten im Meer schnorchelten, um Korallenstücke zu sammeln, die oben auf der Mauer schon weitem durch ihren fischigen Geruch auf sich aufmerksam machten und zum Verkauf angeboten wurden. Frauen

versuchten derweil, ihre Tücher an den Mann, oder besser: an die Frau, zu bringen. Wenn man sich hier nicht stur stellt, kann man ganze Wagenladungen voller Krimskrams erstehen.



Die Sonne hatte ihren Höchststand schon leicht überschritten, so daß wir es für angebracht hielten, möglichst bald Schatten aufzusuchen. Um diese Zeit liefen eigentlich nur noch Touristen ungeschützt durch die Sonne, während die meisten Einheimischen sich in den Schatten verkrochen außer einigen Mädchengruppen, die alle ihre Regenschirme als Sonnenschutz aufgespannt hielten. Besonders komisch wirken da übrigens immer die buddhistischen Mönche mit Regenschirm über dem Arm in ihren leuchtend orangefarbenen Kutten.

Wir nahmen in besagtem Hotel Oriental, einem Haus mit langer Geschichte und kolonialem Flair, das Lunch ein. Nachdem man uns die Rechnung präsentiert hatte, betraten wir die Straße, obwohl wir noch eine ganze Stunde Zeit gehabt hätten. S. hatte unterdessen der Versuchung nicht widerstehen können, im Foyer des Hotels, als Trostpflaster für die lange Wartezeit, einige Steinchen für lumpige 6 \$ zu erstehen. Voller Stolz führte sie uns die Edelsteine vor.

Während wir noch den vielen Mopeds nachschauten, auf denen junge Singalesen ihre Freundinnen durch die Gegend fahren, erschien auch schon lange vor der Zeit unser Hutzelmännchen, um uns nach Hause zu fahren, wo Z. bereits mit einem köstlichen Dinner auf uns wartete: Reis und Curry mit Seerfisch, einem wohlschmeckenden einheimischen Fisch, in Knoblauch gegart. Mein lieber Hans, von Fisch hast Du leider keine Ahnung, oder Du hast nie ihren Fisch probiert, eine Offenbarung und Gaumenfreude, die das Herz eines jeden Gourmets höher schlagen läßt.

Nach dem Abendessen machten H. und ich uns daran, Hoteladressen für die Rundfahrt auzusuchen und anzurufen. Wir ahnten noch nicht, was uns bevor-

stand. Eine Hand mußte immer frei bleiben, um die Mücken abzuwehren. Entweder stimmte die Telefonnummer im Reiseführer nicht mehr, oder die Hotels waren besetzt, oder wir hatten erst gar keine Telefonnummer. Manchmal meldete sich eine Frauenstimme, die irgendwann ihren Ehemann zu Hilfe rief, der auf meine Fragen immer nur wiederholte: „No Hotel!“ Ab und zu gerieten wir auch an einen verschlafenen Nachtportier, der irgendein unverständliches Zeug nuschelte, aber schließlich hatten wir nach zweistündigem Kampf bereits die erste Übernachtung sicher, auch wenn die verlangten Unterkunftspreise erheblich von denen im Reiseführer abwichen. In Anbetracht des bevorstehenden buddhistischen und hinduistischen Neujahrsfestes schien fast alles ausgebucht zu sein, und daher wurden kräftige Zuschläge erhoben. Hans hatte uns ja bereits gewarnt, in diesen Tagen etwas zu unternehmen, aber Zh. meinte nur: „No problem!“. Sein Vater hatte auch schon angedeutet, daß in der Zeit vom 13. -18. April die Geschäfte und öffentlichen Einrichtungen geschlossen hätten und wir uns besser mit Vorräten eindecken sollten. Wir hatten daher so geplant, daß wir am Donnerstag, den 15. April zurückkommen würden, Z. uns noch ein Dinner servieren und dann den eigentlichen Neujahrestag freihaben sollte. Wir wollten uns dann selbst versorgen, bzw. essen gehen. Die paar Tage vorher hatten die anderen dann frei, während Sumaseri und G. abwechselnd für die Bewachung des Hauses sorgten.

Für die zweite Nacht in Nureliya Elia fanden wir nichts, obwohl wir bestimmt zehn Adressen angerufen, ja selbst vor dem teuersten Grand Hotel nicht zurückgeschreckt hatten. Die Aussicht, in dem relativ kalten Nureliya Elia irgendwo auf der Straße zu campieren, war nicht gerade viel versprechend, aber wir entschieden uns dann doch dafür, es vor Ort noch einmal zu versuchen. Sonntagmorgen setzten wir zwar noch mal für zwei Stunden die Suche fort, gaben dann aber entnervt auf. Eine erneute Nachfrage bei Zh. ergab, daß der Koffer immer noch nicht da war, was nach unseren Berechnungen auch vor Abend eigentlich nicht möglich war, aber Mechtild ließ aus verständlichen Gründen keine Ruhe. Mit zwei Garnituren im Handgepäck ließe sich eine solche Reise wohl kaum verwirklichen. Endlich um 18 Uhr erschien der heiß ersehnte Koffer in einem Taxi. Aus den Aufklebeschildchen wurde deutlich, daß die Fluglinie Air Lanka den Transport besorgt hatte. Wer weiß, welche Rundreise um den Globus der Koffer bereits hinter sich hatte, und entsprechend sah er auch aus. Meine liebe Frau stürzte sich sofort fieberhaft auf ihn, stellte dann aber erleichtert fest, daß nichts fehlte, zog sich erst einmal um, und von da an glänzten ihre Augen wieder.

Für den Abend hatten wir Z. frei gegeben und ein Taxi bestellt, um in dem einige Kilometer entfernten „Sun'n Sea Restaurant“ zu Abend zu essen. Unterwegs hielten wir kurz an dem Grundstück, auf dem Hans' Strandhaus stand. Sogleich kam ein junger Mann argwöhnisch angelaufen, aber als wir ihm erklärten, daß wir Freunde von Hans Hf. seien, öffnete er bereitwillig das Tor, und wir hatten reichlich Gelegenheit, uns ein wenig umzusehen. Zunächst

stießen wir auf die Ruinen eines kleinen Wohnraumes. Das Grundstück wirkte etwas verwahrlost, was bei einer Baustelle ja schließlich auch kein Wunder ist. Der Strand erschien uns nicht so schön wie der hinter unserem Haus. Unser Begleiter konnte soviel Englisch, daß wir von ihm erfahren konnten, daß das Haus selbst erweitert werden sollte. Markierungen im Boden zeigten bereits die Umrisse an. Allerdings fiel es uns schwer sich vorzustellen, daß alles bis zum August fertig sein sollte, wenn man bedenkt, mit welchen primitiven Hilfsmitteln hier noch gearbeitet wird.

Im Restaurant angekommen, fragten wir, wie von Hans angeraten, erst einmal nach der Besitzerin, einer gewissen Madame Pereira, die allerdings in Colombo weilte, so daß wir auf ihre Bekanntschaft leider verzichten mußten. Wir trösteten uns mit Jumbo Garnelen und einigen Flaschen Bier, genossen die Leere im Lokal und die schöne Aussicht auf die herrliche Meeresbucht und schauten der Rundreise erwartungsvoll, aber auch ein wenig skeptisch entgegen.

Montag, den 10.4.95

Montagmittag hatten wir gerade unser Lunch beendet, als auch schon der versprochene Wagen erschien. Meine englischen Flüche schienen einen gewissen Eindruck auf Zh. hinterlassen zu haben. Zu unserem Erstaunen kletterten zwei Männer aus dem Wagen, ein ganz in Weiß gekleideter, ausgesprochen dunkelhäutiger Fahrer, der sich meistens im Hintergrund aufhielt, und ein junger, wieselhafter Mann, der sofort eifrig unsere Hände schüttelte und dessen Englischkenntnisse sich als sehr begrenzt erwiesen, der nichtsdestoweniger aber in einer Tour drauflos schnatterte. Nachdem unsere Koffer eingeladen waren, stand unsere Dienerschaft Spalier, uns freundlich zu verabschieden. Selbst Dalip, unsere stets vor sich hindösende Haushündin, bequeme sich auf, wedelte mit dem Schwanz, um sogleich wieder den aussichtslosen Kampf gegen ihre Flöhe fortzusetzen.

Der Kleinbus erwies sich als ausgesprochen komfortabel, für 12 Personen gedacht mit Veloursbezug und Klimaanlage. Die Notsitze im Gang eigneten sich hervorragend als Fußstützen, wie wir noch dankbar erleben sollten. Ich informierte das „Wiesel“, wie ich ihn von nun an mal nennen will, über unser erstes Fahrtziel, indem ich ihm einen Zettel mit der Grobplanung hinüberreichte. Daraufhin palaverte er geraume Zeit mit seinem Kumpel, bevor er uns klarzumachen begann, daß unsere erste Unterkunft „no good“ wäre. Besorgt wandte ich ein, daß weit und breit nichts anderes zu bekommen wäre und daß wir für den zweiten Tag überhaupt noch kein Quartier hätten. Sein Kommentar „no problem“ weckte zwar eine gewisse Hoffnung in mir, ließ aber noch erhebliche Zweifel zurück.

Die Fahrt führte während unserer ersten Etappe auf der Küstenstraße an Kigalla vorbei, einem Touristenzentrum mit kleinem Flugplatz und einer Textilfabrik mit

angeblich 6000 Arbeiterinnen, die von weit her, ja sogar von Colombo täglich anreisen.

Hinter Weligama hielten wir am Strand, um einen Blick auf die zauberhafte Insel Taprobane zu werfen, ehemals Privatbesitz eines französischen Adligen und jetzt zu einem Hotel ausgebaut.



Da Ebbe war, liefen die Menschen barfuß dorthin und zurück. Unterwegs machten wir Rast in einem von den Begleitern ausgesuchten Restaurant, um eine kleine Erfrischung zu uns zu nehmen. Die beiden saßen immer abseits, und als die Rechnung kam, wollten wir ihren Tee mitbezahlen, was der Kellner mit dem Hinweis ablehnte, daß der nicht berechnet werde. So langsam tauchten nun die ersten, gleich groß parzellierten Reisfelder auf. Teilweise waren sie schon bewässert und auf einige hatte man Wasserbüffel getrieben, die alte Pflanzenreste abfraßen und dabei gleichzeitig für eine Auflockerung des Bodens sorgten. Ständig wurden sie begleitet von weißen Seidenreihern, die als Schmarotzer im aufgewühlten Boden nach Nahrung suchten, auch schon mal den Rücken ihres Begleiters von Insekten freihielten.

Kurz vor Tissamahara entdeckten wir links von der Straße ein Binnenmeer, und die Salzhügel rechts von der Straße ließen darauf schließen, daß es sich hierbei um eine Meerentsalzungsanlage handelte. In Tissamahara angekommen, fuhr unser Wagen zielstrebig auf unser erstes Reiseziel hin, dem Lake Side Tourist Inn, das, wie der Name schon sagt, an einem großen See gelegen war.

Die Zimmer waren einfach, Ventilatoren und Moskitonetze vorhanden, insgesamt machte das Haus einen ordentlichen Eindruck, der Preis von umgerechnet rund 30 DM ging auch in Ordnung. Ich konnte mich zwar schwach

erinnern, daß wir auch dieses Haus angerufen und dort eine Absage erhalten hatten, aber so langsam wurde mir klar, daß die vier Stunden Telefoniererei uns zwar um einige Erfahrungen reicher gemacht, ansonsten aber nichts gebracht hatten. Während wir uns noch beim Bier labten, hatte das Wiesel bereits den Kellner mobilisiert, der nach unseren Essenswünschen fragte und uns einen Tisch reservieren wollte. Bald erschien auch schon der Fahrer eines Landrovers, der mit uns die Modalitäten der Fahrt durch den Nationalpark Ruunda, auch Yala genannt, aushandelte. Für ca. 20 DM wurde uns eine vierstündige Fahrt durch die Wildnis versprochen. Wir willigten ein, froh, daß unser Wiesel uns alles aus der Hand nahm.

Dienstag, den 11.4.95

Am nächsten Morgen um 5 Uhr weckte uns das zarte Klopfen eines Hausboys. Wir ließen die Sachen auf dem Zimmer zurück, nahmen nur Mechtilds ständigen Begleiter, den Rucksack, mit, tranken noch schnell einen Tee, steckten das Frühstückspaket ein und kletterten auf die mit einfachen Holzbänken versehene Ladefläche des Landrovers, und ab ging die Fahrt über holprige Sandpisten mit metertiefen Schlaglöchern. Ich hatte dabei meine besonderen Schwierigkeiten, denn mein Kopf trieb eine Wölbung in die Zeltplane der Wagendecke, über das von Zeit zu Zeit Äste rauschten und meine Halbglatze streichelten. Daraufhin beschloß ich, eine gebückte Haltung einzunehmen, was zwar dazu führte, daß ich nun endlich etwas von der Landschaft wahrnehmen konnte, aber mein Rücken wurde ständig gegen die notdürftig gepolsterte Rückwand geschleudert, so daß ich schon bald nicht mehr wußte, ob ich Männlein oder Weiblein war.

Am Parkeingang angekommen, lösten wir die Tickets, warfen noch einen Blick in das Museum, wo mir die Schlangen und Vipern in den Spiritusgläsern am meisten imponierten. Einige sahen schon recht ramponiert aus, weil der Spiritusspiegel schon sehr stark gefallen war und wohl niemals aufgefüllt wurde. Natürlich zollten wir auch noch den von Wilderern erschossenen Rangern auf einer Schautafel den nötigen Respekt und begaben uns wieder zurück in den Geländewagen, nicht ohne vorher noch sämtliche Knochen und Glieder sortiert zu haben. Schon bald tauchten die ersten Mungos auf, Todfeinde aller Schlangenarten. Unser Wagen hielt kurz an einem See, wo wir Scharen von Wasservögeln wie Bunt-Klapperstörche beobachten konnten, die zusammen mit Marabus und Flamingos den See bevölkerten. Dazwischen ragten immer wieder die mächtigen Hörner der Wasserbüffel heraus, die sich von den Krokodilen im Hintergrund nicht sonderlich beeindruckt zeigten.

Links von der Straße schoß ein aufgeregter, wilder Hahn vorbei, das Nationalsymbol Sri Lankas. Verschiedene Pfaue säumten die Pistenränder, als der Wagen wie anhielt und wir zum ersten Mal einen Leguan erblickten, dessen watschelnder Gang so aussah,



als wenn er dringend seine Pampers wechseln müßte. Er wühlte sich im Elefantenkot ein, und das ließ uns hoffen, die Dickhäuter einmal in freier Wildbahn zu erleben. Neben den unzähligen Affen erkannten wir Kammschweine, unseren Wildschweinen sehr ähnlich, Axishirsche, von unserem Rehwild kaum zu unterscheiden, und einen Schakal.



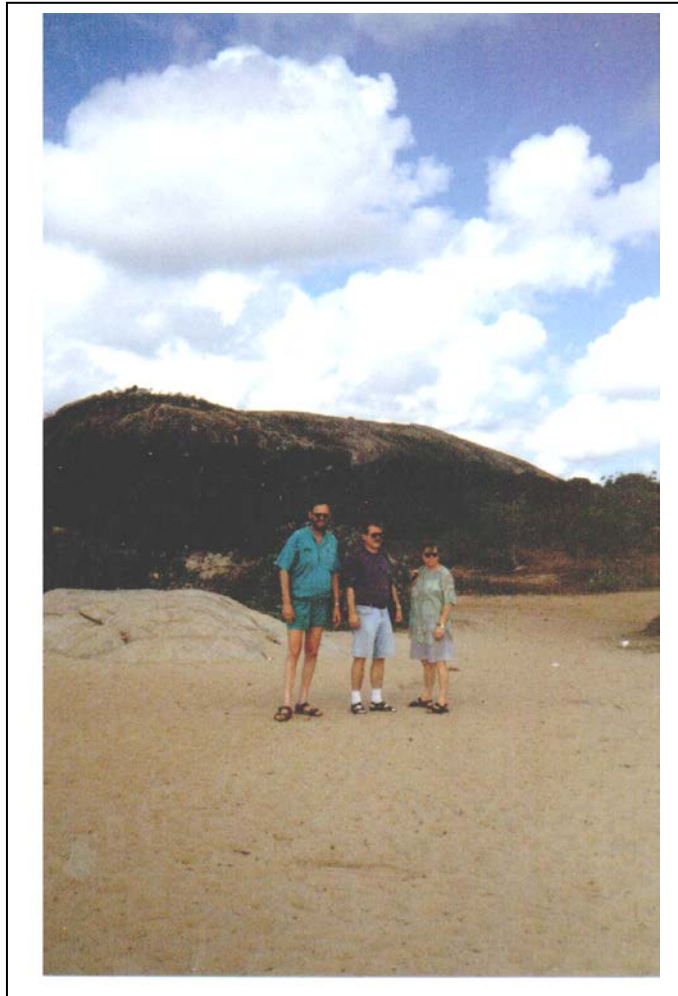
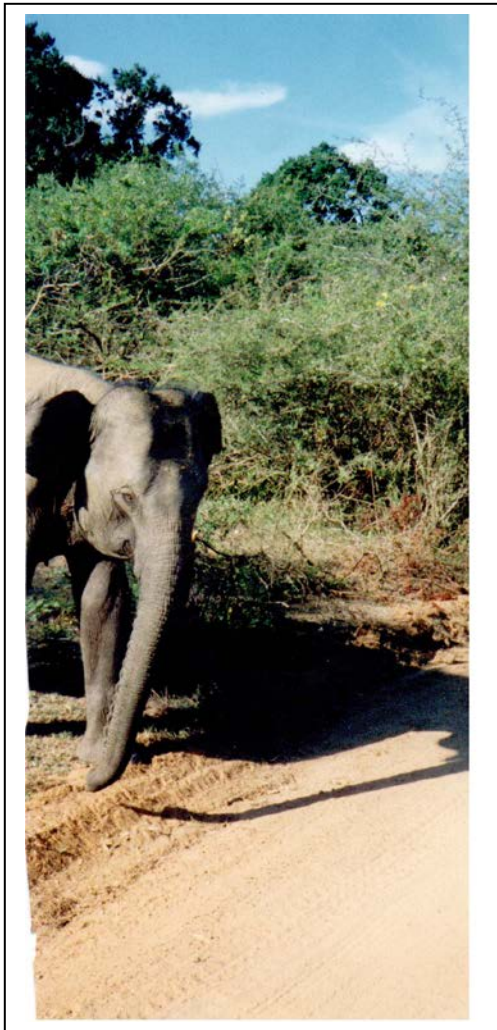
Der Ranger und unser Fahrer aber hielten ständig die Augen auf nach Größerem. Kreuz und quer ging es durch den Busch, wilde Rangierereien folgten, bis der Wagen plötzlich anhielt, um einem jungen Elefanten ehrfürchtig Platz zu machen.



Mitten auf der Straße blieb er stehen, musterte uns verächtlich und trollte sich von dannen. Klar, daß Elefanten unbedingte Vorfahrt in den Parks hier genießen. Kurze Zeit später nahmen wir mehr umrißartig die Gestalt eines riesigen Einzelgängers in der Ferne wahr, und diesmal unternahm der Fahrer zu unserer großen Erleichterung keinerlei Anstalten, die Nähe dieses Urwaldriesen zu suchen, Endlich machten wir Rast unter einem riesigen, Schatten spendenden Baum an einem schnell dahin fließenden, lehmig trüben Fluß. Es dauerte nicht

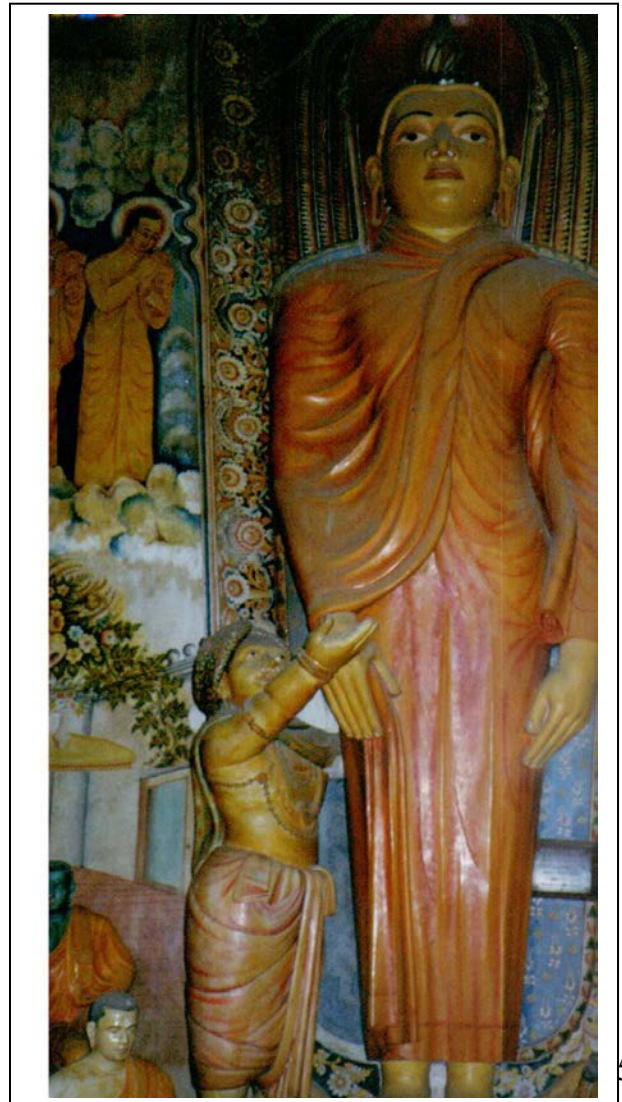
lange, bis noch ein anderer Jeep sich dazu gesellte, aus der sofort eine Gruppe von Japanern, mit Kameras bewaffnet, herausschossen.





Wie verabredet kletterte plötzlich ein Äffchen den Baumstamm herunter. Da zuerst keiner den Mut aufbrachte, war ich der erste, der meine geliebten Bananen an das possierliche Tierchen verfütterte. H. beschränkte sich bei solcherlei Aktionen lieber darauf, alles aus sicherer Distanz auf den Film zu bannen. Das Äffchen verhielt sich jedoch ganz friedlich und ließ mir keine Chance, in den Ruf zu kommen, vom wilden Affen gebissen worden zu sein.

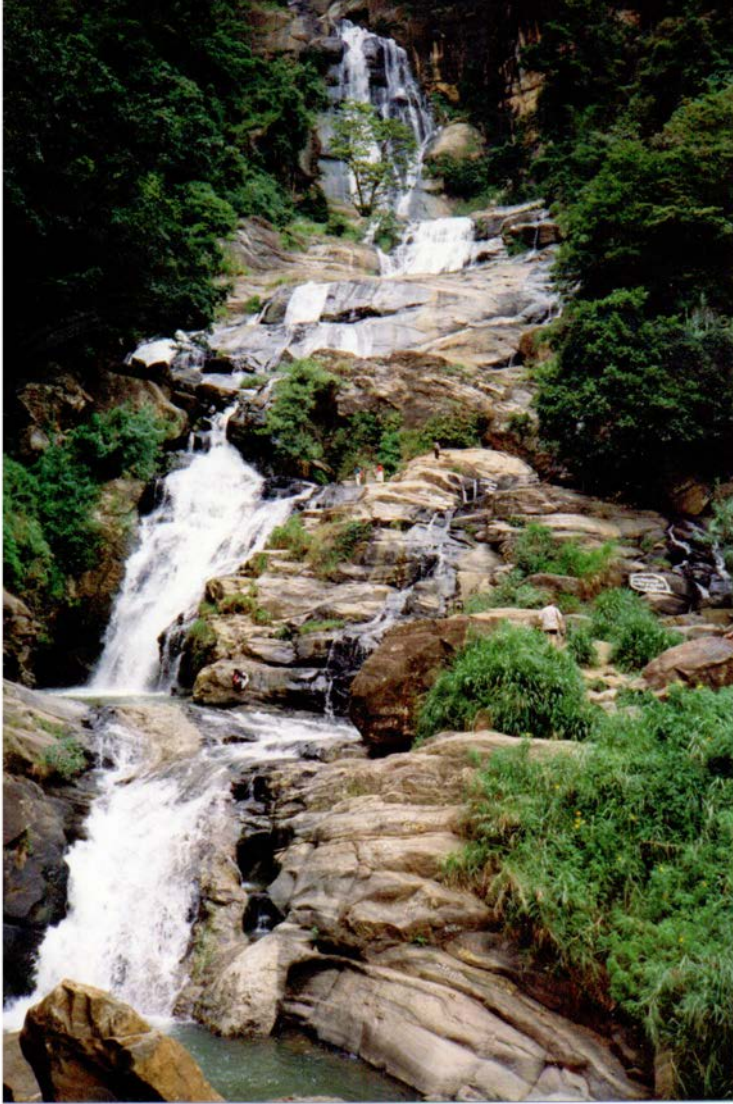
Ein Abstecher zum Meer beendete unsere Safari, und wir fuhren den gleichen Weg zum Hotel zurück, wo wir unsere Koffer einladen ließen, bezahlten und uns auf den langen Weg ins bergige Nureliya Elia machten. Unterwegs besichtigten wir unseren ersten Buddatempel in Dikwella. Man nennt diese Art von Tempel auch Dagobas. Wir mußten die Schuhe ausziehen, bevor wir wie die Störche über das heiße Pflaster in das Innere des Tempels staksten, wo wir Buddhastatuen in unterschiedlichsten Meditationsstellungen bestaunen konnten. Der Führer sprach gebrochen Deutsch und geleitete uns zurück zum sterbenden Buddha. An Bildern aus Buddhas Familie vorbei gelangten wir in einen Seitenflügel, in dem 550 unterschiedliche Kalkstatuen aufgereiht waren, darunter ein Löwe und ein grimmig dreinschauender Teufel. Wir wurden belehrt, daß diese die Entwicklungsstadien





Buddhas, d.h. seine unterschiedlichen Daseinsformen darstellen sollten. Dann betraten wir einen unterirdischen Gang mit unzähligen Wandgemälden, die jeweils zweigeteilt waren. Während im oberen Teil immer eine Freveltat oder Sünde dargestellt wurde, zeigte der untere Teil passend dazu jeweils die entsprechende Höllenstrafe. Also, wer Tiere quält, Kühe schlachtet, stiehlt, tötet, einbricht, fremdgeht oder nur auf seinen Nachbarn neidisch ist, den erwarteten in der Hölle jeweils unterschiedliche Folterarten: Mal wurden die armen Teufel von den Geschlechtsteilen an auseinandergeschnitten, mal wurden sie gepöbeln, mal wurden ihnen die Augen ausgestochen, kurzum: Sämtliche Spielarten einer perversen Phantasie manifestierten sich hier in detailgetreuen Abbildungen. Beim Verlassen des Geländes machte uns das Wiesel darauf aufmerksam, daß man noch zusätzlich eine Spende erwartete. Nun hatte ich aber nur große Scheine, sagte dem Wiesel das auch, das allerdings verschmitzt auf meine rechte Brusttasche wies und meinte, da hätte er noch einen 50er gesehen. Tatsächlich hatte dort einer gesteckt, ich hatte ihn allerdings inzwischen ausgegeben. Das Wiesel bot sich bereitwillig an, Geld zu wechseln, so daß die Frauen nun auch beruhigt die Örtlichkeiten aufsuchen konnten, die wohl keinen allzu guten Eindruck auf sie hinterlassen hatten angesichts ihrer angeekelten Gesichter.

Je mehr wir uns Nurelya Elia näherten, desto stärker wandelte sich das Landschaftsbild. Serpentinien führten nun durch dichten Rengewald und gaben den Blick frei auf sonnendurchflutete Täler und nebelverdeckte Kammspitzen. Dann hielten wir an einem gewaltigen Naturspiel, den Diaguma – Wasserfällen, wo das Wasser aus 170 m Höhe die Felsen hinunterdonnert. Unten wuschen sich die Einheimischen, niemals aber nackt. Die Männer behielten ihre kurzen Hosen an, und die Frauen legten nicht ein einziges Kleidungsstück ab.



Bei aller Armut fiel uns immer wieder auf, wie sauber die Leute hier sind. Stets tragen die Frauen saubere, frisch gewaschene Kleider. Unterwegs sah man häufig, wie Kleidungsstücke zum Trocknen einfach auf den Sträuchern ausgebreitet wurden.

Nach einem kurzen Fotostop ging die Fahrt weiter auf den schmalen Straßen, Wege, gegen die unsere heimischen Wirtschaftswege wie Autobahnen aussehen. Unser Fahrer fuhr sicher, auch nicht zu schnell, wenn uns auch bei manchen Überholmanövern der Atem stockte, aber inzwischen konnte uns das schon gar nicht mehr erschüttern. Ich mußte oft an meinen Schwager Heinz denken, der wahrscheinlich die ganze Zeit mit Augenbinden herumgefahren wäre.

Es hatte sich schon stark bewölkt, als wir endlich zum Lunch in „Ella's Guesthouse“ eintrafen, einem Hotel, auf 915 m Höhe gelegen mit herrlichem Panoramablick. Die Busse auf dem Parkplatz ließen uns Schlimmes ahnen, aber das Wiesel meinte nur: „No problem!“ Mit Mühe fanden wir Platz an einer Sitzgruppe auf der Terrasse, wo sich bereits ein freundliches englisches Paar niedergelassen hatte. Wir kamen kurz ins Gespräch, und es stellte sich heraus, daß er beruflich unterwegs war, um mit den Teeplantagenbesitzern Verkaufs-

verhandlungen zu führen. Sein sonnenverbrannter Arm deutete daraufhin, daß er noch nicht lange hier war. Die beiden verabschiedeten sich bald, und wir fanden Gelegenheit, bei Ginger Beer und Soda das hektische Treiben zu beobachten. Kellner flitzten am laufenden Band durch die Räume, um die Wünsche der Gäste zu befriedigen. Wir wollten zu Mittag nur eine Kleinigkeit, aber das einzige, was sie anboten, waren die berühmt berüchtigten Sandwiches, auf die wir dankend verzichteten und stattdessen ein Reisgericht bestellten. In der Zwischenzeit hatte ein wolkenbruchartiger Gewitterregen eingesetzt. Die Kellner bemühten sich nun, die Bastvorhänge an den Terrassen hinunterzuziehen. Durch den offenen Eingang konnten wir beobachten, wie ein Kellner ständig damit beschäftigt war, mit einem Schirm Gäste von unten die Treppe heraufzuholen. Natürlich waren die meisten Ausländer, Engländer, Holländer und Deutsche, vielleicht auch einige Amerikaner darunter.

Eine singhalesische Mutter plagte sich mit ihrer ca. dreijährigen Tochter herum, die immer wieder neue Streiche ausheckte. Einmal kam sie zu uns, strahlte uns verschmitzt an und überreichte uns den Schirm des Kellners als Geschenk, wofür wir uns dann natürlich auch gebührend bedankten.

Nach ungefähr einer Stunde leerte sich das Lokal zum Glück ein bißchen, und wir wurden zum Lunch auf die überdachte Außenterrasse gebeten, wo es Reis und Hähnchen mit entsprechenden Beilagen gab, kein Vergleich jedoch zu Zuneetas Essen, aber schmackhaft. Nebenan am Tisch hatte eine Gruppe Deutscher Platz genommen, zu denen auch ein ca. Sechzigjähriger mit Dauerwelle, Typ alter Hagestolz, gehörte. Als wir das Essen bekamen, regten sie sich schon das erste Mal auf: Sie hätten viel eher bestellt, Unverschämtheit usw. Es hat eben auch seinen Vorteil, ein Wiesel mit sich zu führen. Als wir



Reis- und Gemüsegelder



Blick von der Terrasse des „Ellas Guest House“

das Essen bekamen, regten sie sich schon das erste Mal auf: Sie hätten viel eher bestellt, Unverschämtheit usw. Es hat eben auch seinen Vorteil, ein Wiesel mit sich zu führen. Als wir dann zur gleichen Zeit bezahlten, hörte ich den Sprecher der Gruppe, einen kantigen Oberstudienrattyp in seinem besten Oxford-Englisch schimpfen, das sei das schlechteste und teuerste Essen gewesen, das er bisher auf Sri Lanka bekommen hätte. Der verschwitzte Kellner blieb höflich, aber bestimmt, und ließ nicht mit sich handeln.

Angewidert verließen wir die Szene und begaben uns in unseren Kleinbus, um das restliche Stück bis Nuraya Elia zurückzulegen, vorbei an Straßenständen, überhäuft mit sorgfältig aufgestapelten Gemüsesorten. Wir fuhren an weiten Reis- und Gemüsefeldern vorbei und begriffen schnell, warum diese Gegend auch „der Garten Sri Lankas“ genannt wird. Am späten Nachmittag erreichten wir Nurelya Elia, wo wir im „Alpen Guesthouse“ abstiegen, ein renovierungsbedürftiges, ehemaliges Erholungsheim für Kolonialoffiziere.

Die Zimmer waren bescheiden, mit Kamin ausgestattet, den man uns anbot, des Abends anzumachen, aber eine Woldecke war auch vorhanden, so daß wir dankbar ablehnten. In der Tat war es hier empfindlich kälter, ca. 19°. Wir brauchten also erst einen Tee zum Aufwärmen und störten damit den Kellner bei der Fernsehübertragung eines wichtigen Cricketspiels, was er aber gnädig akzeptierte. Während draußen immer noch der Regen niederprasselte, warfen wir einen Blick in den angrenzenden Garten und entdeckten eine ganze Reihe einheimischer Blumen wieder, die hier in dem mediterranen Klima hervorragend gedeihen. Ganz in der Nähe mußte auch ein botanischer Garten sein, der zum landesweiten Anziehungspunkt geworden ist wegen der europäischen Blumen



wie Rosen, Narzissen, usw., die hier wiederum als exotisch empfunden werden. Ein weiterer Blick in die Runde und die Speisekarte trieb uns hinaus, um uns ein wenig im Ort umzusehen. Gegenüber stießen wir auf ein Restaurant, das in unserem Reiseführer wegen seines guten Essens über den Klee gelobt wurde, und so beschlossen wir, später dort zu Abend zu essen. Wir bummelten die Hauptstraße entlang, wobei wir froh waren, Halbschuhe und lange Hosen angezogen zu haben. Langsam wurde uns bewußt, wie schwer es Fußgänger hierzulande haben. Zunächst liefen wir auf einem bürgersteigähnlichen Unterbau aus Betonblöcken. Als aber dann ohne Vorwarnung die Riesenlöcher immer zahlreicher wurden, wechselten wir auf den Straßenrand und ließen uns auf den Pfützenslalom ein, immer auf der Flucht vor Autos und deren unfreiwilligen Duschen, wenn sie durch die Wasserlöcher preschten. Am Kreisverkehr stießen wir auf allerlei Essensbuden mit laut quäkender, einheimischer Lautsprechermusik. Schnell entflohen wir dem Rummel Richtung Grand Hotel, wo wir an einem mit Glühlämpchen hell erleuchteten Lokal, dem Grosvenor Hotel, vorbeikamen. Das Grand Hotel erwies sich als ein feudaler Schuppen mit allem Komfort wie Bücherei, Billiardraum, Cafe, Restaurant und diversen Geschäften im Foyer. In unserer Verzweiflung hatten wir zuletzt auch dort angerufen, nach

anfänglicher Zusage dann aber doch eine Absage erhalten. Nun waren wir eigentlich doch froh, die \$ 60 für ein Doppelzimmer gespart zu haben. Allerdings wollten wir noch einen Blick in das benachbarte „Full Club Hotel“ werfen, das einige hundert Meter weiter in einem riesigen Parkgelände mit Tennisplätzen und Golfanlage lag. Die Frauen zogen es vor, sich in einem Textilgeschäft umzusehen, versprachen aber, nachzukommen.

Schon an der Straßeneinfahrt begegnete uns ein Uniformierter, der uns nach kritischem Abschätzen dann doch durchließ. Wir passierten ein Rudel von weiteren Uniformierten, die sich vor dem Eingang die Beine in den Bauch standen und wagten uns zaghaft in das Innere vor. Mobiliar und Einrichtung ließen uns ehrfürchtig erschauern, das Haus war ähnlich ausgestattet wie das „Grand Hotel“, allerdings ein Privatclub, wie sich bald herausstellte, nachdem wir uns das Schwarze Brett angeschaut hatten, auf dem ein Clubmitglied öffentlich angemahnt wurde, daß er noch mit 600 Rps, also rund 70 DM im Zahlungsverzug liege.

Beeindruckt machten wir uns auf den Rückweg und versuchten, im Kopf auszurechnen, was wir wohl bei einem Doppelzimmerpreis von \$ 300 gespart hätten. Als wir einige Zeit gelaufen waren und unsere Frauen noch immer noch nicht auftauchten, fuhren unsere Hände instinktiv an die Gesäßtaschen, blickten uns mit aschfahlem Gesicht an und waren uns darüber im Klaren, daß wir einen taktischen Fehler begangen hatten. Unsere Portemonnaies waren im Geschäft bei den Frauen geblieben, und es blieb uns nichts anderes übrig, als unsere vermeintlich gesparten Beträge nach unten hin zu korrigieren. Unser Instinkt hatte uns nicht betrogen, denn drinnen hantierten die beiden bereits mit der Scheckkarte an der Kasse, aber der Glanz in ihren Augen mahnte uns zur vornehmen Zurückhaltung. Schließlich würde man ja preiswert zu Abend essen.

Für den Rückweg hatten wir die gegenüberliegende Seite auserkoren, zumal es jetzt doch schon dunkel geworden war und wir weder Taschenlampe noch Blindenstock bei uns hatten, um die Löcher im Gehsteig aufzuspüren.

Das Restaurant machte schon von außen einen heruntergekommenen Eindruck, aber was sind schon Äußerlichkeiten, dachten wir und folgten dem Kellner in den so blumig beschriebenen Gasträum mit Kamin, wo wir als einzige Gäste nicht mehr ganz so erwartungsvoll Platz nahmen. „Getränke?“ „Ja, bitte drei Bier und ein Ginger Beer.“ Ginger Beer hatten sie nicht und auch nur zwei Flaschen Bier. Na gut, das würde auch reichen. Zwischendurch vertieften wir uns in die Karte, deren Auswahl uns nicht gerade vom Schemel riß. Dann erst bemerkten wir die speckige Tischdecke, und als dann das warme Bier kam, machten wir kurzen Prozeß. Ich bat den Kellner, uns ein Taxi zu bestellen, das ruckzuck da war, wie wir zu unserem großen Erstaunen feststellten. Der Keller führte uns durch einen Seitenausgang in den Hinterhof, wo ein Nachbar bereits mit seinem Auto auf uns wartete und uns nun doch zu dem Weihnachtskerzen-Restaurant fuhr, das sich als ein piekfeines Chinalokal herausstellte, allerdings mit fürchterlich aufdringlichem Service. Wir hatten kaum einen Schluck aus dem Glas

genommen, als so ein Befrackter herbeisprang, um nachzugießen. Nach der Bestellung des Essens bezweifelte der Ober vorwurfsvoll, daß wir davon satt würden. Wir wurden, und das gar nicht mal schlecht. Ich bezahlte und bestellte bei einem Boy ein Taxi. Der schaute mich an, als hätte ich einen Raumgleiter ordern wollen. Mit entsprechenden Handbewegungen machte ich noch einmal eindeutig klar, was ich wollte und harrte nun der Dinge, die da kamen. Nichts geschah jedoch. Also gingen wir zur Rezeption und wiederholten das ganze Spielchen. Der Mann schaute mich ebenfalls entgeistert an, erst recht, als er hörte, wo wir hin wollten, wählte eine Nummer, und ich verstand nur den Namen des Nachbarortes. Schnell winkten wir ab und zogen es stattdessen vor, den abenteuerlichen Fußmarsch noch einmal zu riskieren, bevor wir ein weiteres Abendessen an einen Taxifahrer aus dem Nachbarort zu zahlen gehabt hätten.

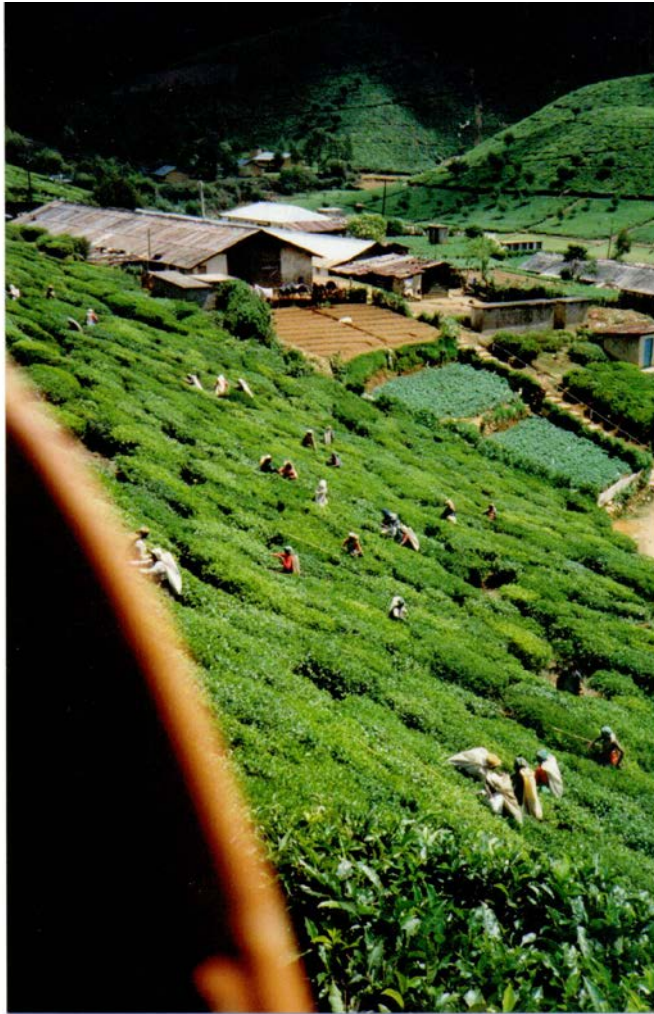
Unterwegs wurden wir von einem Einheimischen angesprochen, der sich auf Deutsch nach dem Wohlergehen erkundigte, auch wissen wollte, wo wir untergebracht wären. Als er dann noch fragte, wie viel Personen wir in der Reisegruppe wären, war es an der Zeit, ihn zum Teufel zu schicken.

Die Nacht verbrachten wir seit langem einmal nicht unterm Moskitonetz, dafür aber in einem Bett, das als Unterlage nur harte Holzbohlen hatte. Entsprechend gerädert wankten wir am nächsten Morgen ins Bad, wo uns eine heillose Überschwemmung erwartete. Der Wassertank der Toilette war übergelaufen, aber alles „no problem“, denn das Frühstück war entgegen unseren Erwartungen recht ordentlich.

Mittwoch, den 12.4.95

Auf der Weiterfahrt nach Kandy begegneten uns zunehmend riesige Teeplantagen, in denen Teepflückerinnen damit beschäftigt waren, die obersten Teespitzen mit geschickten Händen unter Aufsicht eines Vorarbeiters abzuernten, um sie dann in eine Art Schlauch auf ihren Rücken zu werfen. Der Schlauch endete in einen geflochtenen Korb. Von Zeit zu Zeit warfen sie eine Meßlatte vor sich her, die sie waagrecht über die Sträucher legten, damit sie sehen konnten, wie tief sie pflücken durften. Eine Pflückerin erntet bis zu 25 kg am Tag und verdient dabei etwa 3 DM pro Tag. Im Reiseführer wurden sie als stets freundlich lächelnd beschrieben. Bei näherem Hinsehen stießen wir eher auf abgehärmte Gesichter, denen das Lachen vergangen war. Auch waren sie bei weitem nicht so hübsch wie die Mädchen und Frauen, die man sonst so an den Straßenrändern traf. Es waren Tamilen, die das ganze Jahr über in lang gestreckten, weiß gekalkten Häusern lebten und hier als Tagelöhnerinnen arbeiteten, d.h., nur in der Erntezeit ihr Brot verdienen konnten. Nach einem Fototermin und einer Tüte Bonbons für die Kinder am Bus ging es weiter zum Besuch einer Teefabrik, wo uns ein Führer den genauen Ablauf der Teeproduktion an den Maschinen vorstellte, angefangen von dem Aufzug, der die

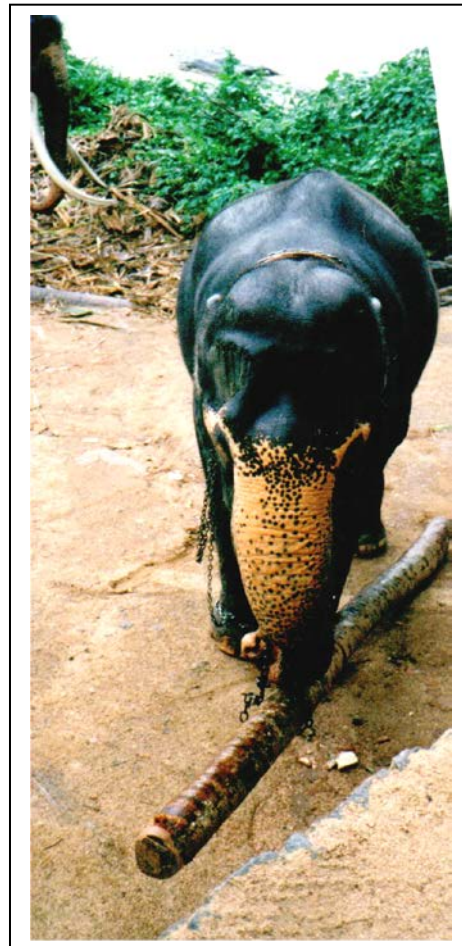
Teekörbe der Frauen hoch transportieren sollte, bis hin zu den Trocken-, Roll- und Fermentierungsanlagen. Zum Schluß zeigte er uns die qualitativ



Teeplantagen

unterschiedlichen Endprodukte. Beim Verlassen der Fabrik erschien gerade eine Gruppe abgearbeiteter Frauen mit ihrer Ernte auf dem Rücken. Von wegen Aufzug! Sie trugen ihre Lasten schön die Treppe hinauf, wahrscheinlich sparte man so wieder Energiekosten. Man lud uns zu einer Teeprobe ein; wir kosteten den teuersten Tee und kauften zwei Kilo, obwohl auch dieser nicht mit Z.s Zubereitung konkurrieren konnte. Schon relativ früh, so gegen 15 Uhr kamen wir in Kandy am „Chalet Hotel“ an, das unser Wiesel wieder aufgespürt hatte. Natürlich hatten wir bei unserer Vorplanung auch hier angerufen, um die lakonische Mitteilung zu erhalten, daß alles besetzt sei. Für 60 \$ konnten wir wählen zwischen vier Doppelzimmern, wie uns die Reibeisenstimme an der Rezeption mitteilte. Wir entschieden uns für zwei nebeneinander liegende auf der obersten Etage in der Nähe des Außenswimmingpools, von wo man aus einen herrlichen Blick auf Kandy und den Stadtsee hatte, wobei dem Betrachter sofort das goldene Dach des Zahntempels ins Auge springt, den wir noch näher betrachten würden. Nach Lunch und Teatime wollten wir nun endlich Elefanten bei der Arbeit beobachten können und fuhren daher zum „Riverside Elephant Park“:

Bei strömendem Regen erzählte uns der zahnlose Führer in gut verständlichem Englisch, daß ein solcher! Elefant bis zu 100 Jahre alt würde, vier Stunden bis zur Mittagshitze arbeite, dann Körperpflege im Fluß betriebe, um dann nachmittags wieder mit frischen Kräften zu Werke zu gehen. Lasten bis zu 1 t schafft er dabei mühelos weg. Nach wie vor sind diese Tiere unentbehrlich für die Arbeit im Dschungel, wo jede Zugmaschine ihren Geist aufgeben würde. Der Elefant sei auf seinen persönlichen Führer hin fixiert und lerne bis zu 60 Kommandos. Eine Stahlkette lief von seinem Kopf bis zu

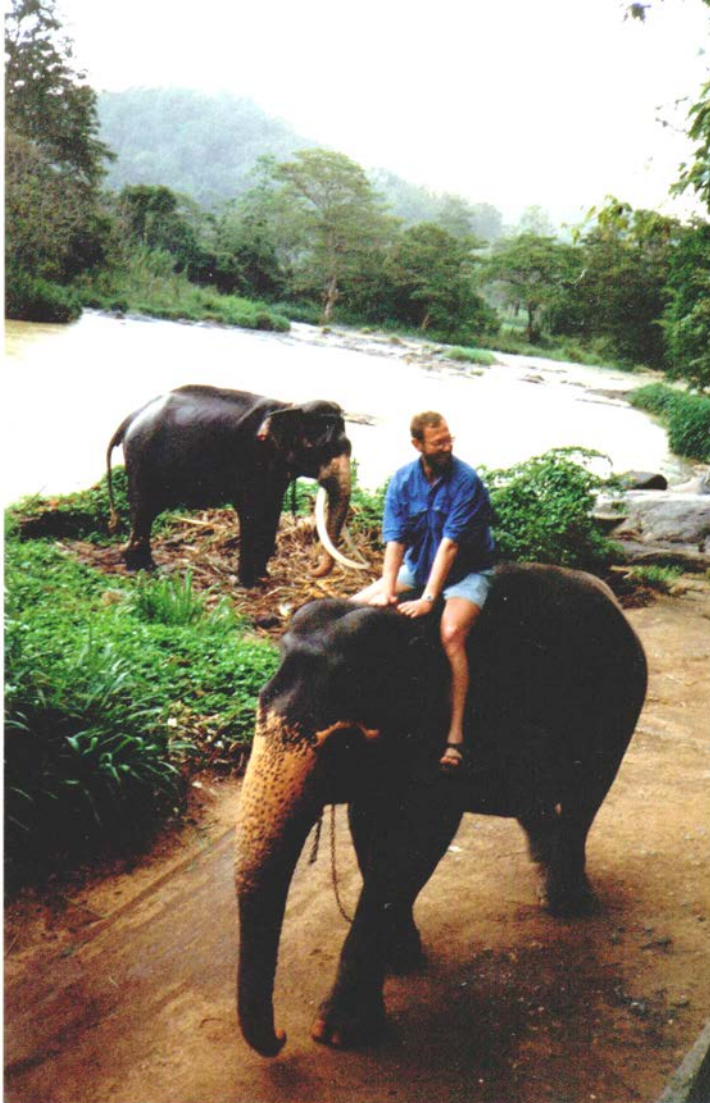


den Füßen herunter. Wenn ich den Führer richtig verstanden habe, dient sie dazu, daß ein Fremder ihn notfalls aus dem Verkehr ziehen kann, falls der Treiber des Tieres etwa bei einem Unfall in der Stadt ums Leben käme. Vier Tiere waren insgesamt zu sehen. Ein Riesenbulle stand etwas abseits mit stählernen Ketten gefesselt. Zur Zeit könne kein Mensch an ihn heran, weil einer der Kühe sprungbereit sei, oder wie das heißt. Allerdings ließ man sie nicht gerne decken, weil sie als Arbeitstier in der dreijährigen Tragezeit über weite Strecken ausfiele. Ein kleiner Elefant stand etwas abseits, der aus irgendwelchen Gründe für die Arbeit nicht zu gebrauchen war.

Die größte Kuh nahm auf ein Kommando hin ein Duschbad im Fluß, und bei der Gelegenheit erfuhren wir, daß sie auserkoren sei, alljährlich beim größten bud-

dhistischen Vollmondfest im Juli / August die Reliquie des heiligen Zahnes Buddhas, um den sich unterschiedliche Legenden ranken, in einer feierlichen Prozession durch Stadt zu tragen.

Die andere Kuh trug vor unseren Augen einen Baumstamm ein Stück weiter, wurde dann aber an unseren Platz auf der Mauer herandirigiert. Ich ahnte, was kommen mußte, murmelte etwas von „Höhenangst“, aber meine Lieben versperrten mir schadenfroh grinsend den Rückweg. Der Führer klopfte mir beruhigend auf die Schulter half mir auf das Ungeheuer. Es könne nichts pas-



sieren; ich müsse immer nur den Strick um den Kopf des Tieres ganz fest halten. Ich war erstaunt, wie hart sich die Haut des Dickhäuters anfühlte, kralte ihm noch beruhigend die paar Haare auf dem Kopf, als er auch schon Richtung Elefantenbulle losschaukelte, dabei ständig von den Kommandos seines Führers und einer Art Enterhaken angetrieben. In einer Fernsehsendung über Hannibals Elefanten hatte ich mal gehört, daß die Treiber immer Hammer und Meißel als Notbremse mit sich trugen, um damit dem Reittier das Gehirn zu zerschlagen, falls es im Kampfgetümmel außer Rand und Band geraten sollte. In diesem Augenblick machte sich das Fehlen meines Black&Decker Heimbohrersets

besonders schmerzlich bemerkbar.

Die anderen bogen sich oben auf der Mauer vor Lachen und filmten wie besessen, als wenn sie mit ihren Bildern am TIME LIFE Jahreswettbewerb teilnehmen wollten. „Nicht so steif, Egon! Ganz locker!“ munterten sie mich auf, während ich mich schon in Gedanken unter den donnernden Stempeln des Elefantenbullen zerschellt sah. Dann machte das Monstrum glücklicherweise auf ein entsprechendes Kommando seines Führers hin kehrt, und so langsam konnte ich mir ein Lächeln abquälen. K.s ahnten zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß sich der Elefantengott bald bitter an ihnen rächen würde. Dankbar ergriff ich die Hand des Führers und erklimmte mit zittrigen Beinen die Mauerbrüstung. Ob denn nicht die anderen auch mal wollten? Natürlich gerne, nur, es regne gerade, die Zeit dränge, das Tier brauche schließlich auch mal seine Ruhe, und im übrigen müsse man dringend aufs Klo. Das Tier salutierte dankbar zum Abschied, und wir suchten unter dem Regenschirm schnell wieder unseren Bus auf.

Das Wiesel mußte uns noch unbedingt in eine Messing - Kunstschmiede karren, wo ein Kunstschmied in Windeseile einen Elefanten auf ein Messingschildchen hämmerte. Dann stanzte er geschickt unsere Namen ein, polierte und entgratete alles noch einmal und überreichte uns das Plättchen als Erinnerungsgeschenk. Ein Blick auf K.s veranlaßte den Besitzer, seinem Angestellten vorzuschlagen, das Motiv zu wechseln und statt des salutierenden Elefanten zwei beim Liebesspiel zu wählen. Erst S.s nachhaltiger Widerstand ließ ihn von seiner Idee Abstand nehmen, worauf S. ihm erleichtert einen Kugelschreiber dahin legte, den er als Chef wie selbstverständlich einsteckte, so daß wir dem kleinen Künstler noch persönlich einen Geldschein in die Hand drückten. Dann wurden wir in den Verkaufsladen geführt - so langsam kannten wir das Spielchen ja -, wo Mechtild noch ein paar Ohrringe und ich zwei Pfeifen erstand.

Jetzt war es auch an der Zeit, zum Hotel zurückzufahren, um uns lange Hosen anzuziehen wegen des geplanten Tempelbesuchs. Auch bestellten wir schon das Dinner gegen 21.30 Uhr - die Hälfte der Gerichte auf der Karte gab es natürlich nicht - und ließen uns zum Tempel chauffieren, wobei es immer noch in Strömen goss. Dort mußten wir wieder die Schuhe ausziehen, auf die das Wiesel Acht zu geben gelobte. Bei meiner Schuhgröße hätte ich wohl auch keine Bedenken gehabt, sie unbeaufsichtigt dort stehen zu lassen. Wir reihten uns in die Schlange der Barfußigen ein, und dabei schoß mir die Frage durch den Kopf, wie wohl der Besuch eines buddhistischen Tempels in Deutschland, sagen wir mal im Februar, aussehen würde. An der Kasse sollten wir pro Videokamera und Fotoapparat zusätzlich bezahlen. Wir gelobten, nur die Kamera zu benutzen und betraten unter ohrenbetäubendem Trommelwirbel die Tempelanlage, in der sich die Touristenströme ungeniert verteilten, während mitunter auch Einheimische auf Knien zu sehen waren, die andächtig mit gefalteten Händen ihre Gebetsübungen verrichteten. Man kam sich schon ein bißchen schäbig vor, aber ist es im Kölner Dom anders? Etwas Brecht kann hier nicht schaden, denkt man hier wohl: "Erst kommt das Fressen, dann die Moral!" Ein Menschaufmarsch im unteren Stock-

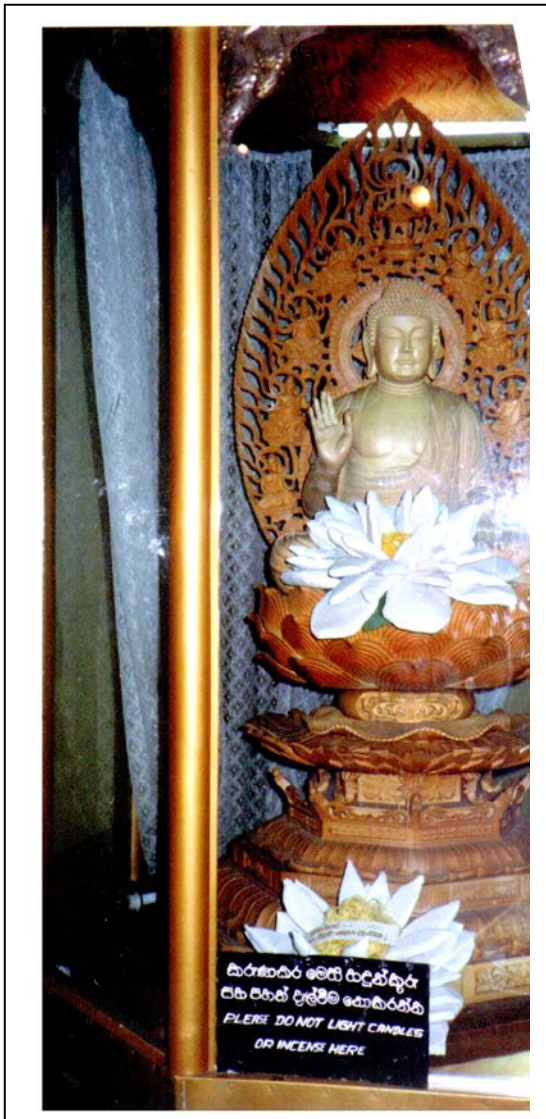
werk weckte unsere Aufmerksamkeit. Dem Herdentrieb gehorchend, stellten wir uns ebenfalls an und starrten auf eine Tür. Nach einer Viertelstunde Wartezeit erschien endlich ein Mönch in einer Kutte, der etwas offenbar Geheimnisvolles durch die Tür trug, aber trotz



hartnäckigen Wartens nicht wieder zum Vorschein kam. Daraufhin zerstreute sich der Touristenpulk wieder, als ein erneuter Trommelwirbel uns in seinen Bann zog. Eine Prozession buddhistischer Mönche erschien nun aus einem Seiteneingang, dessen Anführer ein vergoldetes Kästchen mit der Reliquie des Hl. Zahnes vor sich her trug, gefolgt von einigen aufgeregt wirkenden Europäern mit Schlipsen und Videokameras. Die Gruppe schritt bedächtig das Spalier der neugierigen Touristen ab und nahm den Weg auf eine Altartür hin. Uniformierte hielten den Weg frei, auch für die Krawatten, die eilig hinterher in das Allerheiligste huschten, auf daß sodann gleich die Tür hinter ihnen verschlossen wurde. Verblüffung machte sich bei den Zuschauern breit, und Mutmaßungen wurden laut. Menschenopfer waren doch abgeschafft, so weit ich mich erinnern konnte. Später würden wir die Auserwählten in der Dance Hall wiedertreffen, wo sie sich als Deutsche entpuppten. Unsere Zurückhaltung verbot uns, nachzufragen, ob es sich dabei um Journalisten oder Fremdenverkehrsmanager handelte. Wir hatten auch langsam genug gesehen und suchten im strömenden Regen wieder unsere Schuhe auf, vom Wiesel sorgfältig beschirmt. Leider mußten wir noch ein Stück durch den Regen zum Bus laufen, aber wen stört das bei 32° C? Anschließend fuhren wir also zur

Dance Hall. In der Vorhalle wurden dubiose Zockereien betrieben. Man führte uns, da wir schon sehr früh vor Ort waren, in die vordersten Reihen. Im Nu war

auch schon eine Bedienung da, bei der wir Getränke und Nüsse bestellten. Langsam füllte sich die Halle, die nach einer Seite hin offen war. Draußen prasselte immer noch der Regen, als eine Ansagerin die Zuschauer auf Englisch willkommen hieß. Dann öffnete sich der Vorhang unter



Trommelwirbel, und ein akrobatisches Tanzprogramm aus zwölf verschiedenen Tänzen verzauberte das Publikum. Anhand eines Informationsblattes konnten wir das Ganze recht gut auf Deutsch verfolgen. Den krönenden Höhepunkt bildete der Feuertanz, bei dem einige junge Männer mit nackten Fußsohlen durch eine Grube mit glühenden Kohlenstücken liefen.

Im Hotel wartete bereits das vorbestellte Dinner auf uns. An diesem Abend gingen wir ziemlich müde früh zu Bett, nicht ohne vorher den Affen draußen auf den Bäumen noch „Gute Nacht, Ihr Affen!“ zugerufen zu haben. Ich bin mir bis heute noch nicht sicher, ob K.s sich möglicherweise angesprochen gefühlt haben, hoffe es aber nicht!

S. weckte uns zum Ausflug in den draußen gelegenen Swimmingpool. Beim Frühstück verging uns fast der Appetit, als S. dann von der Rache des Elefantengottes erzählte. H. war morgens auf der Toilette gewesen, die sich allerdings nicht abziehen ließ. Nach dem Gang in den Swimmingpool erwartete sie eine unliebsame Überraschung. Es stank wie in der Jauchegrube, als sie das Zimmer betraten. Dagegen waren wir noch mit einem blauen Auge davongekommen, als bei Betätigen der Wasserspülung das ganze Badezimmer flutete. Draußen scharrtten unsere Fahrer schon mit den Hufen, und so beeilten wir uns mit dem Frühstück. Die Reibeisenstimme war Gott sei Dank nicht mehr an der Rezeption, so daß wir zur allgemeinen Überraschung viel weniger als den vereinbarten Preis bezahlen mußten.

Heute, am großen Feiertag, war es leer auf den Straßen, und die Aussicht auf baldige Heimkehr weckte nun auch in dem sonst so beschaulich fahrenden Begleiter den Rennfahrer auf. Schon bald waren wir an unserer ersten Station angelangt, dem „Lucky Herbs Garden“, auf gut Deutsch übersetzt so viel wie „Glücklicher Kräutergarten“. Ein glücklicher Führer stellte sich uns in gut verständlichem Deutsch als „Senior Student“ der Universität von Colombo vor, betonte gleichzeitig dabei, er habe nichts mit dem Verkaufsladen vorne zu tun, und begann mit der Führung, indem er uns einen Kakaonußbaum vorstellte. Der Kakao hier werde ganz ohne Zucker hergestellt, und wir sollten ihn ruhig einmal kosten, schnippte darauf mit den Fingern, auf daß uns bald vier Täßchen wohlschmeckenden Kakaos serviert wurden, die angeblich ein gutes Schlafmittel darstellten. Die Mücken ließen uns allerdings keine Gelegenheit dazu, und wir lauschten weiterhin gebannt seinen Ausführungen über Pfefferranken und Nelkenbaum, dessen Blätter genau so riechen, zerrieben das Blatt eines Currybaumes zwischen den Fingern und wurden belehrt, daß daraus ein mildes Currygewürz hergestellt werde. Das eigentliche Curry selbst besteht ja aus einer Mischung aus verschiedenen Gewürzen. Natürlich rochen wir auch am Zimtbaum, aus dessen Rinde der Zimt hergestellt wird und am Sandelholz- und Muskatnußbaum. Dabei beobachteten wir fasziniert die roten Zähne unseres Begleiters, bis er uns das Geheimnis preisgab: Er habe die Betel-Nuß gekaut, deren Genuß leicht berauschende und aphrodisierende Wirkung nachgesagt wird. Wir zogen sicherheitshalber unsere Frauen ein Stückchen näher heran. Später lasen wir noch nach, daß der häufige Genuß süchtig machen und zu Zahnausfall und Rachenkrebs führen könne. Na ja, dachten wir, alles hat eben seinen Preis.

Als Gag schnitt er dann die Blüte einer Paradiesvogelblume ab, schnitzte daraus mit geschickten Fingern eine nach vorne hin spitz zulaufende Nasenkappe und setzte sie nacheinander H. und mir auf, sehr zur Belustigung unserer Frauen. Bei den Vanilleranken zeigte er uns die männlichen und die weiblichen Triebe, aus denen dann nach der Bestäubung die Vanilleschoten entstehen, aus denen

dann unter anderem ein Vanilleextrakt gewonnen werde, den man oben im Laden kaufen könne, womit er aber natürlich nichts zu tun hätte.



Nachdem uns die Viecher lange genug gepiesackt hatten, war es nun an der Zeit, etwas dagegen zu unternehmen. Unser Lehrer ließ uns Platz nehmen in einem

Carré von Schulbänken, schnippte wieder mit den Fingern, und schon erhielten wir vier Tassen köstlichen Kräutertees. H. und ich mußten wieder herhalten, indem er uns gegen unsere Falten Sandelholzcreme ins Gesicht schmierte, unsere Haare mit Kokosnußöl massierte (gegen Haarausfall), so daß wir aussahen wie zwei aus dem Nest gefallene Spatzen, betupfte dann zartfühlend unsere Insektenstiche mit Citronellagrassbalsam und massierte zum Schluß mit geschmeidigen Händen Tigerbalsam auf mein rechtes Knie, das mir seit einigen Tagen wieder Kummer bereitete. Abends waren übrigens die Schmerzen wie weggeblasen, auch wenn ich am nächsten Tag immer noch kein Pelzmützenhaar hatte. Warum er die Frauen bei seiner Behandlung ausließ, ist mir bis heute noch ein Rätsel, aber vielleicht wirkt die Betel-Nuß nur einseitig, wer weiß!

Anschließend wurden wir zum Verkaufsraum geführt, wo die einzelnen Zutaten der ayurvedischen Medizin, wie sie hier genannt wird, feilgeboten wurden, ohne daß sie mit Preisschildern ausgezeichnet waren. Zwar bombardierte er uns in einer Tour mit Preisangaben im Vergleich zu Deutschland, warf auch wahllos mit Haltbarkeitszeiten um sich, aber der Kaufrausch hatte uns gepackt.

Während Mechtild sich penibel an die Einkaufsliste meiner Kollegin Roswitha hielt, kaufte ich alles ein, was nicht niet- und nagelfest war. Beim Kräuterwein, den er als Mittel gegen Potenzstörungen anpries, runzelte meine liebe Mechtild denn doch die Augenbrauen und meinte vorwurfsvoll, das sei wohl überflüssig; ich ließ allerdings nicht locker und fragte vorsichtig weiter, wogegen er denn noch zu gebrauchen sei: „Schlafstörungen, Bluthochdruck, hoher Cholesterinspiegel, Schweißfüße,...“ kam auch prompt die Antwort, als ich ihn unterbrach: „Siehste!“ sagte ich bedeutungsvoll zu meinem Schatz, der nun auch keinen Einwand mehr hervorbrachte. Flankiert von zwei Trägern schritten wir zur Kasse, wo man uns gleich damit beruhigte, wir könnten in jeder Währung zahlen. Dann addierte einer auf dem Taschenrechner während unser Führer ihm fein säuberlich alle Fläschchen und Tütchen vorlegte. Mechtild hatte von Roswitha 120 Rps mitbekommen, aber 48 DM würde meine liebe Kollegin zahlen müssen, und ich freute mich jetzt schon auf ihr Gesicht. Wahrscheinlich würde sie versuchen, mir nur das Vanilleextrakt abzuhandeln, aber ich schwor mir bereits, mich auf keinen Kuhhandel einzulassen. Umso stärker beschlich mich ein ungutes Gefühl, als S. ihre Produkte aufaddieren ließ und bei der Nennung der Summe einer Ohnmacht nahe schien. Nachdem sie wieder zu Luft gekommen war, behauptete sie schlicht und einfach, man hätte ihr ohne ihr Wissen Waren dazu gepackt, griff mit beiden Händen in die Plastiktüte, um sie auszumisten und verlangte dann, daß der Rest noch einmal aufaddiert werden sollte. Derweil waren zwei Helfer immer noch damit beschäftigt, schweißgebadet meine Abrechnung fertig zu stellen. Als ich die Summe hörte, dachte ich erst, er hätte mir aus Versehen den Etat des hiesigen Erziehungsministeriums genannt, aber er ließ sich nicht erweichen. Ich erkundigte mich, ob ich teils in Dollar, teils in Rupien bezahlen könnte. „No problem!“ Mir fiel nämlich ein, daß ich noch

150 \$ in meinem Geldgürtel als eiserne Reserve versteckt hielt. Notgedrungen mußte ich also die Hosen runterlassen, was hier auch keinen zu stören schien, und den Rest aus dem Portemonnaie bezahlen.

Zum Trost und voll aufrichtiger Dankbarkeit steckte man uns noch zum Schluß eine Flasche Vanilleextrakt zu, während unsere Fahrer sich schon schwitzend an das Verladen unserer zukünftigen Gesundheit machten. Mit den besten Wünschen für eine immerwährende Gesundheit und ein langes Leben verabschiedeten die Angestellten uns winkend, während wir erschöpft in die Polster sanken und Überlegungen anstellten, wie wir das Defizit in unserer Urlaubskasse wohl ausgleichen könnten. Das Wiesel unterbrach uns dabei höflich mit der Frage, wie viel wir wohl bezahlt hätten. Ich murmelte etwas von 100 \$, um ihn abzuwimmeln, löste damit aber eine angestrengte Rechnerei der Frauen mit dem Taschenrechner aus, die sich nicht eher zufrieden gaben, bis sie den Betrag auf Heller und Pfennig ausgerechnet hatten. Das Wiesel nahm die Summe dankbar grinsend entgegen und machte sich dabei fleißig Notizen. Er würde sich beim nächsten Mal sicher seinen Anteil abholen, dachte ich noch, bevor der Kakao seine Wirkung tat und ich sanft in das Reich der Träume glitt, wo ich als langmähniger Tarzan den Haremsdamen nachstellte und dabei ohne Kniebeschwerden von einem Baum zum anderen hüpfte, ähnlich den Erdhörnchen aus unserem Palmengarten.

Die Fahrt zurück verlief über Colombo. Von Feiertagsstimmung war wenig zu merken, wenn man die endlosen Verkaufsstände unterwegs sah. Wir woll-



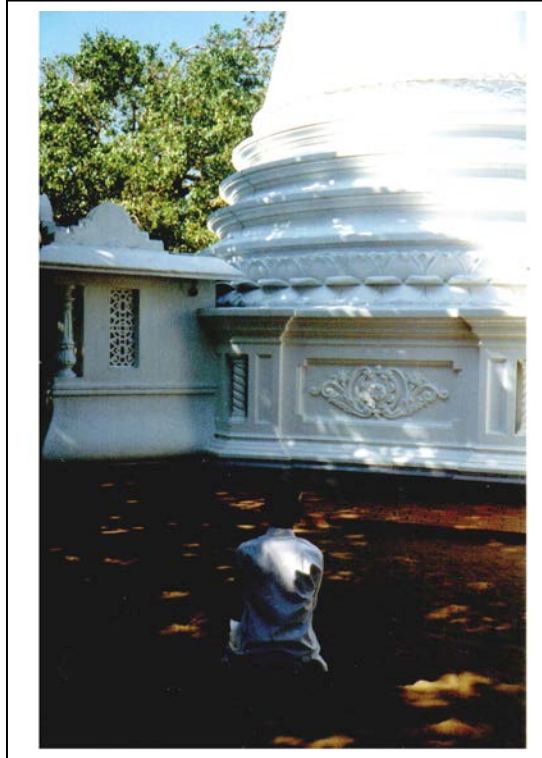
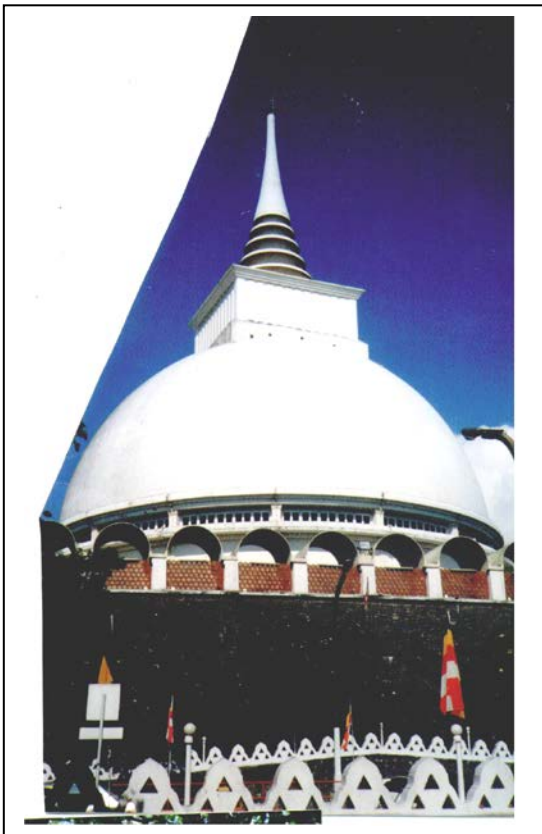
ten noch etwas Bier mitnehmen, eingedenk des Bierstreiks in Galle, und baten das Wiesel, es möge sich noch einmal ins Zeug legen für uns. Anstatt des üblichen Kopfschüttelns, das ja Zustimmung bedeutete, fletschte er statt dessen unter schnarrenden Lauten die Zähne, was wir als ein Zeichen dafür interpretierten, daß es schwierig werden würde. Meine Hoffnung auf Pfeifentabak

hatte ich sowieso schon aufgegeben. In Colombo steuerte er auch bald eine Bar an, bezeichnender Weise „Underground Bar“ genannt, bat mich aus dem Bus und verhandelte mit dem Türsteher, der sich aber auf nichts einließ. Wir konnten zwar Lunch bekommen, auch Bier hier trinken, wonach uns bei der Mittagshitze nicht mal der Sinn stand, aber mitnehmen, das ginge nicht. Nun gut, wir ließen uns in den Garten führen, nahmen an fliegenüberschwärmten Tischen Platz, während das Wiesel einen erneuten Anlauf startete. Dann winkte er uns in das Innere der Kellerbar, wo nur wenige Gäste saßen und lotste uns zu zwei wackligen Tischen in einer dunklen Ecke. Der Türsteher erschien wieder, und das Wiesel deutete heftig auf unsere mitgebrachten Taschen. Heimlich packten wir S.s Tasche leer und versteckten den Inhalt in Mechtilds ach so praktischem Rucksack. Das Wiesel nahm mit unbeteiligtem Gesicht die Tasche und verschwand damit samt Türsteher, um nach kurzer Zeit ächzend wieder mit der voll gepackten Tasche auf der Bildfläche zu erscheinen. „Be careful!“, Vorsicht also, raunte er nur, als S. ihre Neugierde nicht mehr zügeln konnte und nach der Tasche griff, worauf ein leicht klirrendes Geräusch zu hören war. Wie auf Kommando piffen H. und ich die deutsche Nationalhymne, setzten unser freundlichstes Lächeln auf und beobachteten ängstlich aus den Augenwinkeln die Reaktionen der anderen Gäste, die aber nichts bemerkt zu haben schienen. Als die Rechnung kam, kritzelte der Rechner einen Betrag auf die Rückseite, wir wußten natürlich wofür, zahlten schon mal, während das Wiesel sich die Tasche unter den Arm klemmte und geduckt das Tageslicht suchte. Das Ganze erschien uns allen zunächst sehr undurchsichtig, ahnten aber bald, daß Restaurants keine Lizenz haben, alkoholische Getränke außer Haus zu verkaufen.

Um eine wertvolle Erfahrung reicher hielten wir auf dem Weg von Colombo nach Galle noch in Kalubara, wo eine überdimensionale Buddhastatue zum Verweilen einlud. Schon bald gesellten sich zwei andere Wiesel zu uns, die uns in das Innere des Tempelgartens zogen. Unser Wiesel blieb als überzeugter Moslem bei solchen Gelegenheiten immer draußen. Drinnen beobachteten wir, wie Gläubige Gaben zu den Altären brachten und auf Knien davor beteten. Mit allem Respekt gingen wir an den Altären vorbei zur Dagoba, wo die Wiesel eilfertig den riesigen Vorhang vor einer Buddhastatue wegzogen, damit wir fotografieren konnten. Dann machten sie uns zu unserem großen Erstaunen auf einen Hindualtar aufmerksam, der sich seitlich in der Empore versteckt hatte. Zwar hatte ich schon viel über die Toleranzfähigkeit des Buddhismus gelesen, nun aber war ich doch etwas überrascht, und so langsam dämmerte es mir, daß darin vielleicht auch das Geheimnis der friedlich nebeneinander lebenden Religionen in diesem Lande hier liegt.

Ein Blick durch die hintere Außentür bescherte uns eine betende Frau vor einem Gebetsfähnchenbaum. Als wir uns gerade diskret abgewandt hatten, bemerkten wir, wie einer der Männer die Tür zum Garten von innen verschloß, auch wenn die Frau draußen laut jammernd an der Tür klopfte, es half nichts.

Nachdem wir wieder unsere Schuhe in Empfang genommen hatten, machten uns



die beiden unmißverständlich klar, daß ihre Bemühungen wohl 100 RPS wert waren. Notgedrungen gab ich einem das Geld, hatte aber wohl die Rechnung ohne den Wirt, bzw. den Winzling der beiden gemacht, der mir nun ebenfalls seine Hand fordernd entgegen hielt Natürlich wollten wir keinen Menschaufwurf riskieren; also zahlten wir und fuhren angewidert weiter.

Im Gegensatz zu der Gegend um Kandy herum waren hier übrigens die meisten Verkaufsbuden geschlossen. Nach wenigen Kilometern verlangsamte unser Fahrzeug das Tempo. Neugierig schauten wir aus dem Fenster hinaus und sahen am Straßenrand einen totgefahrenen Hund. Unterwegs hatten wir wohl schon öfter eine aufgedunsene tote Kuh neben der Straße liegen sehen, ohne daß irgend jemand Anstalten machte, den Kadaver zu entsorgen. Hier aber war eine Polizeistreife dabei, sorgfältig mit dem Maßband etwas zu vermessen, obwohl weit und breit kein beschädigtes Fahrzeug zu sehen war. Auf der Weiterfahrt fiel uns immer wieder auf, daß viele Fußgänger die zu den Straßen parallel laufenden Eisenbahnschienen benutzten, was sicherlich ungefährlicher war, als ständig vor den wild gewordenen Autofahrern zu flüchten. Einmal konnten wir einen Zug beobachten, in dem die Leute wie Ölsardinen in der Dose standen. Auf den Trittbrettern klammerten sich noch Menschentrauben an den Griffen. Nun wurde mir auch klar, warum ein Zug für die 130 km von Colombo bis Galle drei bis dreieinhalb Stunden braucht. Am frühen Nachmittag erreichten wir unser Haus, wo man uns schon freundlich erwartete, obwohl der Dienst an diesem Tag wahrscheinlich gleich-zusetzen ist mit Schichtdienst auf Weihnachten bei uns. Wir waren doch recht froh, von Z. in der beschaulichen Ruhe unseres



Hauses wieder verwöhnt zu werden. Ihr Tee weckte nicht nur unsere Lebensgeister wieder, sondern beflügelte uns auch zu der Idee, anlässlich des Neujahrsfestes eine kleine Bescherung abzuhalten. Dazu hatten wir drei Häufchen mit Kulis gebildet und für jeden noch zusätzlich ein Geschenk dazu gelegt: Für Sumaseri zwei Beutel mit Bonbons für seine acht Trabanten, für G. einen Umhängebeutel, Werbegeschenk des Verkehrsvereins Ascheberg und für Zuneeta hatte S. ihre rote Ledertasche geopfert. Ich klingelte also und ließ Sumaseri wissen, er möge doch auch die anderen holen. Als alle drei versammelt waren, riefen wir im Chor artig unser „Happy New Year“ und freuten uns anschließend über die glänzenden Augen der drei. „Fast wie Weihnachten“, murmelte ich in Gedanken versunken, als mir Borcherts Kurzgeschichte „Die drei dunklen Könige“ einfiel.

Z. übertraf sich selbst an diesem Abend mit einem Festtagsdinner. Zu den üblichen Beilagen gab es diesmal reichlich Garnelen. Sie hatte das Essen etwas früher als gewöhnlich serviert, und als sie schon bald ihre abendliche Floskel aufsagte „Sir, I go home now.“, entließen wir sie mit dem Versprechen, sie habe den nächsten Abend frei, wir würden essen gehen. Am liebsten hätten wir ihr den

ganzen Tag; frei gegeben und uns selber Frühstück und Lunch gemacht, das aber ließ sie nie zu.

Freitag, den 14.4.95

Ein erneuter Versuch am nächsten Morgen scheiterte abermals. Sie bestand darauf, uns erst noch das Lunch zu servieren, das auf unseren Wunsch hin meistens aus einer Schüssel Obstsalat, Toast, Marmelade und Tee bestand. Die Zeit der Muße nutzten wir nun unterschiedlich, auch an den folgenden Tagen. Während die anderen drei im Palmgarten dösten oder lasen, schrieb ich an meinem Tagebuch weiter, bis mich ein Fingerkrampf in die See trieb.

Ein morgendlicher Spaziergang am Strand entlang Richtung Kogala hatte uns um einige Erfahrungen reicher gemacht. Erstens sahen wir ein völlig verfallenes Hotel von der Rückseite, das angeblich von Russen aufgebaut worden war, wie uns ein Einheimischer versicherte. Zweitens erblickten wir das „Kogala Beach Hotel“ von der Rückseite mit tosender Brandung und sehr kleinem Strand, wo eine rote Fahne das Baden untersagte.

Drittens holten sich H. und ich einen fürchterlichen Sonnenbrand, obwohl wir nur insgesamt eine Stunde durch die Sonne gelaufen waren und uns vorher so stark mit Sonnenfilter 30 eingecremt hatten, daß wir wie zwei wandelnde Speckschwarten aussahen.

Viertens konnte ich mich nur noch humpelnd vorwärts bewegen, weil meine linke Hüfte fürchterlich schmerzte, wahrscheinlich bedingt durch das angestrengte Laufen in dem knöcheltiefen Sand. Zu Hause angekommen, schmierte ich mir als erstes die Hüften mit Tigeröl ein, im festen Vertrauen auf seine Wirkung. Trotz meiner Beschwerden machten wir uns am späten Nachmittag auf den Weg zum „Kogala Beach Hotel“, diesmal allerdings auf der Straße. Der Gestank der Abfallhaufen am Straßenrand beflügelte zwar unsere Schritte, aber zunehmend fiel mir das Gehen schwerer. Für die Bewohner war es wohl ein ulkiger Anblick, einen humpelnden Riesen zu erleben! Als wir an dem Russenhotel vorbeikamen, waren wir überrascht, daß die Vorderfront bereits vollendet geklinkert war. Hier bewahrheitete sich wieder mal H.s Ausspruch: „Von vorne hui, von hinten pfui!“ Endlich am Hotel angekommen, fragten wir, ob wir auch als Nichtgäste hier zu Abend essen dürften, zumal ganz groß ein Neujahrsbuffet angeboten wurde, und das zu einem erschwinglichen Preis von umgerechnet rund 15 DM pro Person. Da es erst sechs war, bat uns der Kellner, um sieben wiederzukommen, dann fänden wir bestimmt Platz, bevor die Hotelgäste kämen. Wir hatten also Zeit, uns ein wenig umzusehen. Überall standen auf Deutsch Angebote für die unterschiedlichsten Unternehmungen, wie z.B. Rundreisen, die offenbar nicht im Pauschalpreis mit eingeschlossen waren. Als wir dann noch einen Drink in der weitläufigen Bar, einer Art überdachten Terrasse, zu uns nahmen, wurde uns klar, daß das Haus fest in der Hand deutscher Katalogtouristen war.

Gegen sieben schielten wir zum Restaurant hinüber, aber alles war noch dunkel. Erst gegen halb acht leuchteten die ersten Lichter auf, und so langsam kam Bewegung in die Gäste. Auch wir bequemten uns nun in den Eßsaal, der nun schon fast voll war. Der Kellner gab uns vorwurfsvoll zu verstehen, daß wir ja schon um 7 Uhr hätten kommen sollen, aber ein herbeieilender Oberkellner meinte nur, „No problem!“, und sofort erhielten wir einen Tisch für uns, so daß wir uns bald auf das Büffet stürzen konnten, das wirklich sehr reichhaltig war. Neben Bergen von Obst und Gemüse gab es verschiedene Reissorten und Kartoffeln, allerdings recht scharf gewürzt und Shii-Take Pilze, von denen ich reichlich nahm. Dann konnte man wählen zwischen Hähnchen, Fisch, Rind- und Lammfleisch. Von dem riesigen Thunfisch waren allerdings fast nur noch die Gräten übrig geblieben. Der „süße“ H. machte sich noch mal über das Nachtschbuffet her und kam mit einem prall gefüllten Teller wieder, verzog dann aber plötzlich das Gesicht. Aus Versehen war er wohl am Ende des Desserttisches etwas zu weit geraten in die Soßenabteilung und hatte sich dort noch etwas von dem sattsam bekannten Daal über die Süßspeisen gegossen. Wir zollten ihm gebührenden Respekt für die eigenwillige Creation „Süßspeisen an einer pikanten Linsensoße à la H.“.

Nach dem Essen wollten wir in Anbetracht des Regens und meiner Fußlahmheit ein Taxi bestellen, was aber unmöglich schien (Feiertag!) S. und H. erklärten sich bereit, auf der Straße nach einem Tuk Tuk Ausschau zu halten. Als Mechtild und ich nachkamen, erschien zu unserem Glück ein Taxi, das gerade Hotelgäste lieferte. Es fuhr uns die paar Kilometer zurück und verlangte dann dafür 200 Rps. Ich feilschte ihn schließlich auf 150 herunter, was auch noch reichlich bemessen war.

Samstag, den 15.4.95 und Sonntag, den 16.4.95

Gammeln und Ausruhen.

Wir sahen keine Möglichkeit, einen Ostergottesdienst zu besuchen, obwohl es mich sehr gereizt hätte, zu sehen, wie einheimische Christen hier feiern. Wahrscheinlich wären wir allerdings dabei überwiegend auf Europäer oder Nachfahren von ehemaligen Kolonialherren gestoßen. Vielleicht irre ich mich auch ganz einfach. Nachmittags Badetermin bei rauher See. Trotz S.s Vorwarnung, schließlich hatte H. mit dem Verlust seiner Badelatschen bereits dem Meeresherrn Neptun hinreichend Tribut gezollt, setzte ich meine Brille mit Gummibändchen hinterm Kopf auf. Bisher hatte ich ganz gute Erfahrungen damit gemacht. Aber nach einer Riesenwelle tauchte ich plötzlich halbblind unter den Wellen hervor. Eine sofort eingeleitete Suchaktion brachte leider kein Ergebnis, so daß ich mich von Mechtild aus dem Wasser führen lassen mußte. Zum Glück hatte ich meine Ersatzbrille mitgenommen. Ansonsten hätte ich den Rest der Zeit im Bett verbringen können. Schade um die Brille, aber etwas Schwund ist im-

mer dabei. Ich tröstete mich mit der Vorstellung, daß die Sehhilfe irgendeinem Schiffbrüchigen paßt, der damit möglicherweise früher die Haie erkennen kann.

Montag, den 17.4.95

Montagsmorgen wurden wir schon zeitig von einem Lautsprecherwagen geweckt, der eine der vielen Radrennfahrergruppen ankündigte. Die Straßen waren am Wochenende gesäumt von Schaulustigen, die ihre Idole mit Applaus und Wasserspenden versahen. Später las ich in der Zeitung, daß diese Art der Volksbelustigung durchaus einen politischen Hintergrund hat, nach dem alten römischen Kaisermotto „Panem et circenses“ (Brot und Spiele). Das Spektakel sollte als eine Art Katalysator für die bei Feiertagen leicht aufkommenden Querelen zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen dienen.

Nachdem der Lautsprecherwagen vorüber war und wir uns gerade wieder in den Kissen umgedreht hatten, ertönte der nächste Lautsprecher aus unmittelbarer Nachbarschaft, wo sich eine Schule befand. Wenn ich G. richtig verstanden hatte, war dort Sportfest angesagt. Von da an wechselten sich hochdramatische Zieleinlaufübertragungen auf Singhalesisch mit Gesangsproben mutiger Schülerinnen und Kindergeplärr ab, nicht zu vergessen die stakkatohaft vorgelesenen, endlosen Ergebnislisten. Pausenlos zog sich das bis zum Abend, dem Einbruch der Dunkelheit hin. Leider war der Spuk auch dann noch nicht vorbei, denn nun folgte Volksmusik für die Eltern, aber auch die endete irgendwann einmal, als wir schon fast am Rande eines Nervenzusammenbruchs waren. Später konnte ich es mir nicht verkneifen, einmal einen Blick in die nun verlassenen Gebäude zu werfen, die eher einem Kuhstall als einer Schule glichen.





Primitive Hozbänke lagen jetzt in den Ferien auf einem Haufen. An der Wand war ein tafelnähnliches Gebilde auszumachen, an dessen Seite Bilder von Tieren und ein Alphabet in lateinischer Sprache hingen. Über einer Rumpelkammer fanden wir die sinnige Überschrift „English Library“, also englische Bibliothek.



wo der Kaiser zu Fuß hingeht

Möglicherweise hatten die Gebäude mal bessere Zeiten erlebt. Hus. erklärte später stolz, er sei auf eine Art Mittelschule in Galle gewesen, wo man allerdings Schulgeld bezahlen müsse. Hier auf dem Dorf lernten die Kinder kein Englisch.

„Sozialistische“ Republik, ich suche noch immer nach der Berechtigung für den Namen.

Dienstag, den 18.4.95

Für heute hatten wir uns einen Wagen für den ganzen Tag bei Zh. bestellt. Er schickte mir einen dicklich aussehenden Fahrer, der gut Englisch sprach; endlich mal einer, der auf Fragen antworten konnte. Er fuhr uns zunächst zu Hans' Haus im Inland, auf das wir sehr gespannt waren. Von Galle aus führte eine rumpelige Nebenstrecke an Reisfeldern vorbei. Nach einer halben Stunde bog der Wagen in einen Feldweg ein und hielt vor einem Tor, das uns schnell geöffnet wurde. Als wir ausstiegen, fiel uns sofort ein weißgetünchter Neubau ins Auge, das „Gartenhaus“, wie Zh. uns erklärt hatte, in dem Hans z.Z. schlief, wenn er käme. Wir hatten uns darunter eher eine Art Holzklause vorgestellt, waren also umso mehr überrascht, eine komplette Ferienwohnung mit zwei Schlafzimmern, Küche und Bad vorzufinden. Hinter diesem Häuschen erstreckte sich ein frisch ausgebagelter Teich, während vorne bereits die Ausbauten für einen künstlich angelegten fertig waren. Unser Fahrer führte uns hinauf zum Haupthaus, das momentan nur aus Mauerresten bestand. Anhand der Begrenzungskordeln konnten wir die Ausmaße des Neubaus ermessen. Wenn es fertig gestellt ist, wird es sicher ein traumhaft schönes Anwesen, in einem herrlichen Naturpark gelegen, in dem wir Bambus, Palmen und Yakbäume entdecken konnten, auf denen Affen turnten. Die riesigen Früchte daran zogen unsere Aufmerksamkeit an. Als der





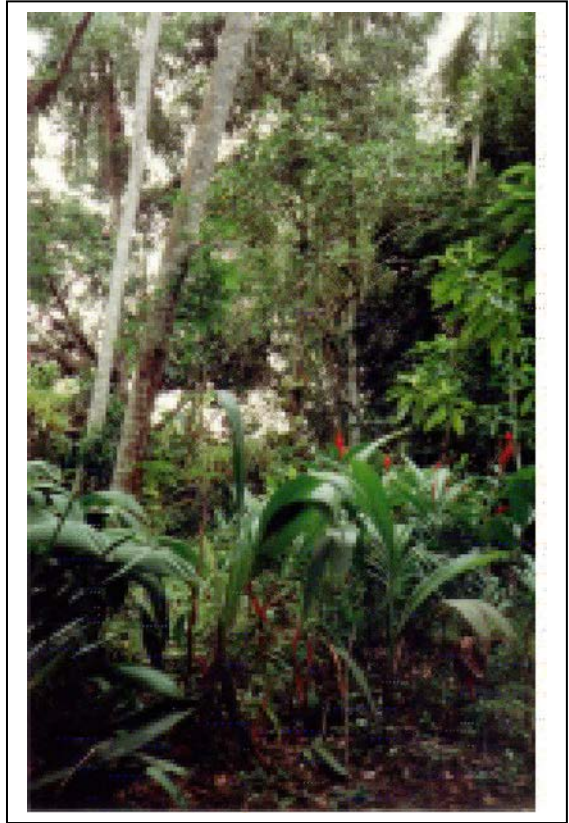
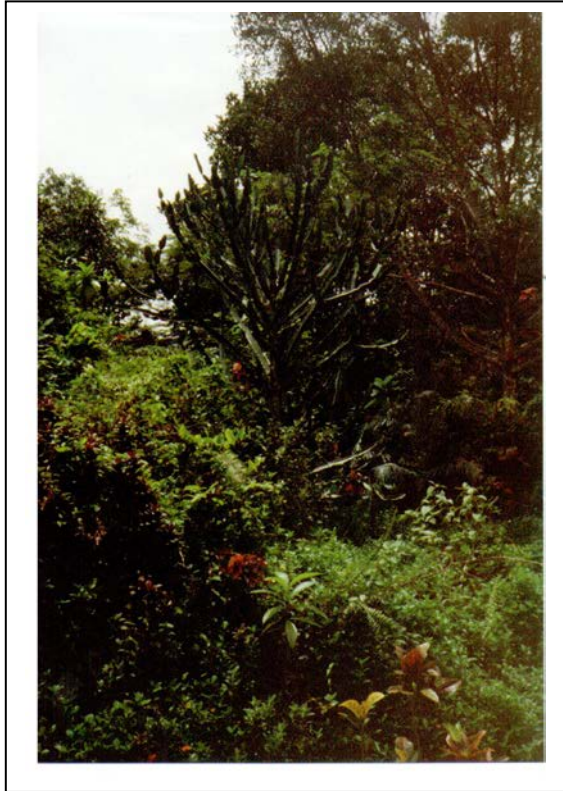
Gärtner das bemerkte, schlug er uns zwei ab, die wir mitnehmen und probieren sollten. Bei der Besichtigung des unteren Teils des Parks stießen wir auf einige der Antike nachempfundenen Statuen, unter anderem auf ein Pan - Motiv an einem kleinen Zulaufbecken, das für eine ständige Zirkulation des Wassers sorgen sollte. Auf diese Art und Weise und mithilfe der Fische darin hält man die Moskitos im Zaum. Weiter draußen



Yak-Baum mit Früchten



stießen wir auf eine Baugrube, wo ein Swimmingpool vorgesehen war. Das ganze Areal umfaßte ca. 12000 qm. Wie uns Hus. später verriet, soll Hans alles zusammen für \$ 30.000 von einer Frau gekauft haben, die es zunächst nicht einmal für \$ 80.000 verkaufen wollte. Mangels Käuferinteresse verschleuderte sie später dann ihren Besitz für diese niedrige Summe. Wir schätzten die Wiederaufbauzeit auf ein Jahr, aber Hus. schwor Stein und Bein, daß bis August alles fertig wäre. 30-35 Arbeiter könnten an einem Tag eine Menge schaffen.



Von dort aus wollten wir weiter nach Hikkaduwa, einem klassischen Touristenbadeort, in dem die meisten Deutsch und Englisch sprachen. Wir wollten eigentlich eine Bootsfahrt über den Korallenriffen unternehmen, wo man durch die vergrößernd wirkenden Glasböden die Wunder der Unterwasserwelt beobachten kann. Leider war die See etwas unruhig und das Wasser vom Sand aufgewühlt. Wir verzichteten also darauf, nahmen stattdessen unser Lunch ein und bummelten noch ein wenig an den Geschäften auf der Hauptstraße vorbei. Wie durch ein Wunder stieß ich hier endlich auf meinen heiß geliebten Pfeifentabak.

Anschließend fuhren wir zu einem riesigen Binnensee bei Koggala, der von der Straße kaum zu sehen ist, aber bis Galle reicht, und der nur über einen abenteuerlichen Feldweg zu erreichen ist. Eigentlich wollten wir dort noch eine Bootsfahrt unternehmen, aber das Boot war gerade ausgelaufen, und so vertagten wir das Ganze auf den nächsten Morgen.

Abends gab es dann zum Nachtsch die Yakfrucht. Zu unserem Erstaunen bestand sie aus einer Vielzahl einzelner Früchte mit einem daumengroßen Kern darin. Die Früchte sind sehr saftig, schmecken aber unbeschreiblich. Angeblich würden sie auch gekocht als Beilagen zum Reis und Curry angereicht. Das Holz der Bäume wird hier übrigens auch als wertvolles Bauholz verwendet.

Mittwoch, den 19.4.95

Morgens setzte uns der Fahrer am See ab, nachdem der Preis für die zwei-stündige Fahrt auf 1.200 Rps festgelegt war, ein stolzer Preis, wie ich fand,



besonders wenn man bedenkt, daß wir nur einen einfachen Fischerkahn mit Außenbordmotor zur Verfügung hatten, ohne Sonnenschutz z.B. Zum Glück

hatten wir vorgesorgt und unsere Regenschirme und Sonnenhüte mitgenommen. Der Bootsführer, ein junger Mann, der fast gar kein Englisch sprach, trieb sein Boot an kleinen Fischerbooten vorbei ein Stück am Ufer entlang, wo wir beobachten konnten, wie unzählige Wäschestücke einer einheimischen Wäscherei zum Trocknen auf langen Leinen hingen. Dann nahm er Kurs auf das offene Wasser, um nach eineinhalb Stunden an einer

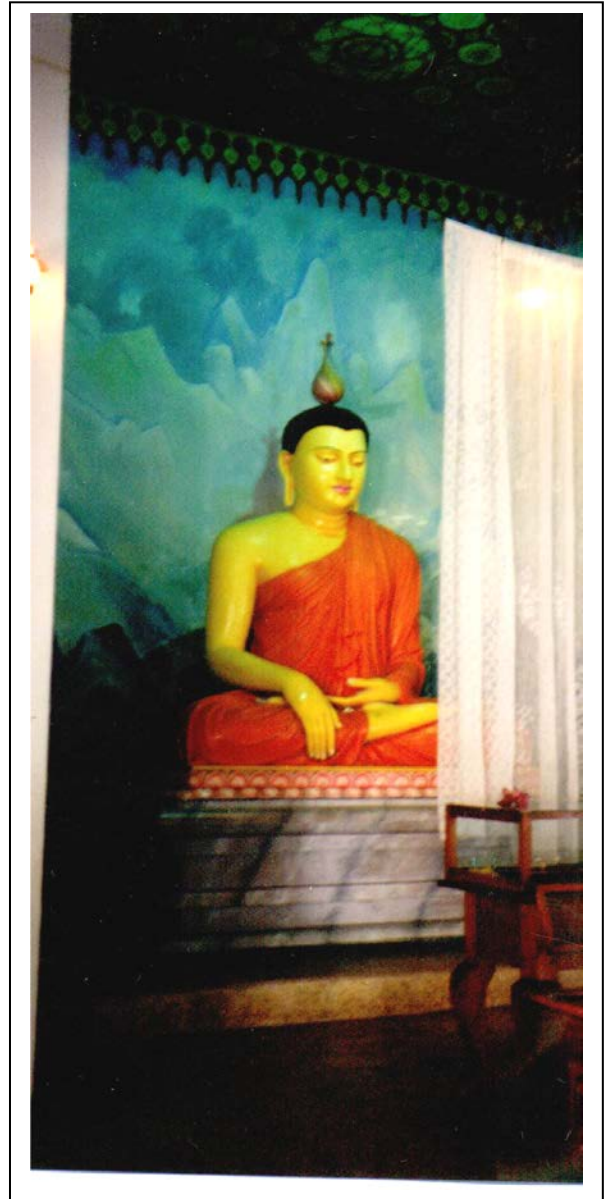


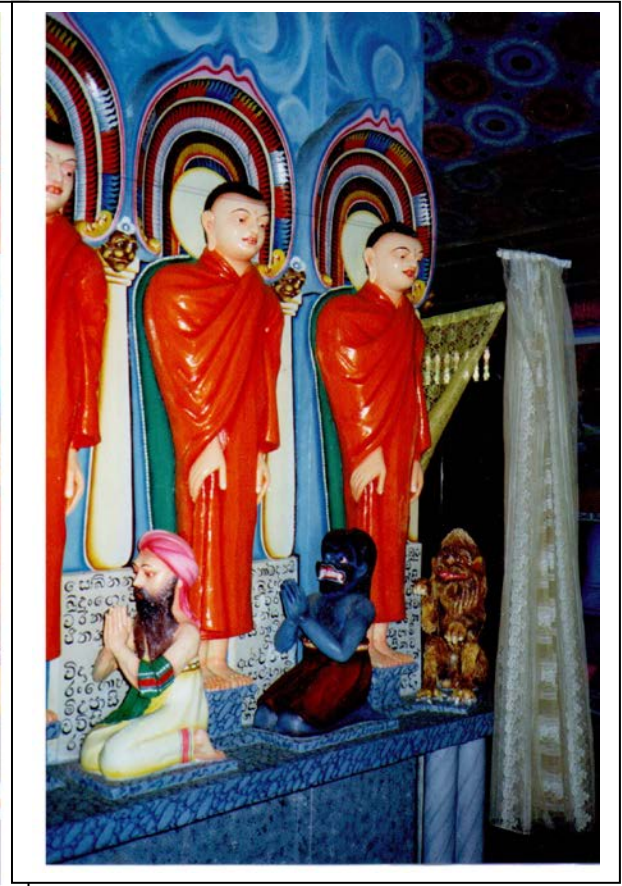
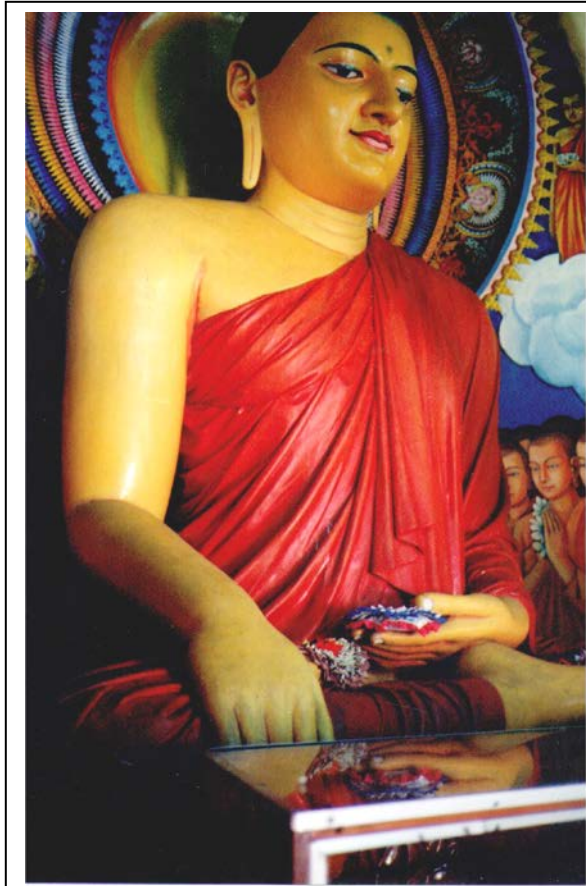
kleinen Insel festzumachen. Wir turnten an Land, gespannt, was uns erwarten würde. Er führte uns an kleinen Häusern, vermutlich Ferienhäuser von Europäern, vorbei zu einem Buddhistenkloster mit einer Dagoba. Im Innern wurde uns das gardinenverhangene Standbild zum Fotografieren freigegeben. Auch entdeckten wir wieder die Statuen an den Seiten, die die einzelnen Lebensstationen Buddhas darstellen sollten. Wir waren froh, als wir endlich die drückende Schwüle verlassen konnten und in den Vorgarten gelangten,



wo ein leichter Luftzug wehte. Auf der Treppe kamen uns freundliche Jungen und Mädchen entgegen, und ein neues Bündel Kulis fand seine Abnehmer. Auf der Treppe kamen uns freundliche Jungen und Mädchen entgegen, und ein neues Bündel Kulis fand seine Abnehmer. Im Anschluß daran legten wir noch an einer weiteren Insel an, auf der einige erbärmliche Hütten standen. Schnell gaben die Väter ihre Sprößlinge weiter an ihre Frauen und überschlugen sich, uns alles mögliche zu zeigen, z.B. einen Nelkenstrauch oder einen Leguan auf den Bäumen. Dann kamen wir zu einer Strohhütte, deren Besitzer stolz war auf einen gemauerten Käfig mit zwei Sta-

chelschweinen, die hier oft als Haustiere gehalten werden. Eine Papageienart in einem Vogelkäfig vervollständigte den Privatzoo, für dessen Besichtigung ein Schild am Käfig unmißverständlich 25 RPS forderte. Einige Kulis und Zigaretten wechselten den Besitzer. Der Clou aber war ein Plastik-







Kulis? Bonbons?



kämmchen, das S. einem kleinen Mädchen schenkte, das daraufhin schier außer sich vor Freude war. Bei der Abfahrt drängte man uns noch frisch aufgeschlagene Kokosnußmilch auf, die wir in einem Zug hinunterschütteten, obwohl wir morgens zum Frühstück erst welche gehabt hatten. Die Leute wurden mit 50 Rps dafür freundlich belohnt, und wir kamen ein wenig später als vorgesehen wieder am Landungssteg an. Ich zahlte mit drei Fünfhunderter -Scheinen, worauf sich der Führer bedanken wollte. Ich jedoch hielt ihm meine offene Handfläche hin, worauf er zu verstehen gab, er habe kein Wechselgeld. Zum Glück fand H. noch zwei Hunderter. Er hatte wohl Trinkgeld erwartet, das ich aber auf keinen Fall zu geben bereit war. Diese 1.200 Rps stellten hier für manchen Arbeiter einen Monatslohn dar. Man muß sich das immer wieder klarmachen. Wenn manche hier mit Trinkgeld nur so um sich werfen, verderben sie eindeutig das Preisniveau.

Unser Taxi war noch nicht da, doch eine freundliche Nachbarin bot sich an, uns Tee zu machen. Wir verzichteten jedoch darauf und gingen lieber dem Wagen entgegen, der auch bald eintraf.

Abends erschien Hus. persönlich, der uns für den nächsten Morgen zu einer Besichtigung einiger „properties“ einlud, die er in der blumenreichen Sprache des Orients anpries. S. hatte sich heimlich auf das Lexikon gestürzt und fieberhaft nach der Bedeutung gewälzt, sie aber nicht gefunden, weil sie immer „broberty“ verstanden hatte, obwohl Hus. niemals in Sachsen war, sondern nur im Westen Deutschlands, wie ich später von ihm erfuhr.

Diese Immobilien, wie ich jetzt einmal frei übersetze, würden also zunehmend von Europäern aufgekauft und er würde uns einige interessante Objekte zeigen, die wir günstig erstehen könnten. Wir müßten uns nur vorher für umgerechnet rund 70 DM als Gesellschaft eintragen lassen, so würden wir keinen Pfennig Steuern bezahlen. Auch dürften wir dann alle möglichen Waren zollfrei ins Land einführen. Auf diese Art und Weise kämen auch Hans' Bücher ins Land. Nach kritischer Durchsicht eines solchen Exemplars vor ihm auf dem Tisch meinte er etwas mißbilligend, er vermisse doch ein Foto des Hauses, in dem wir unser Urlaubsquartier aufgeschlagen hatten. Weiter erfuhren wir, daß dieses Haus einem gewissen H. gehöre, das er für ihn gekauft und fertig gestellt habe, inklusive des Mobiliars aus seinem Antikshop in Galle. So langsam begann ich mich zu fragen, in welchen Geschäften der nicht seine Finger drin hatte. Er kümmerere sich um die Häuser, wenn die Besitzer nicht anwesend seien und Sorge auch für die Bezahlung der Angestellten, die pro Tag jeder 2 \$ erhielten. Natürlich vermiete er die Objekte auch im Auftrag der Besitzer. Ja natürlich, seine Faxnummer könnten wir ruhig haben.

Donnerstag, den 20.4.95

Am nächsten Morgen teilte er uns telefonisch mit, er sei leider verhindert, ob wir die geplante Besichtigung nicht auf Freitagmorgen verschieben könnten.

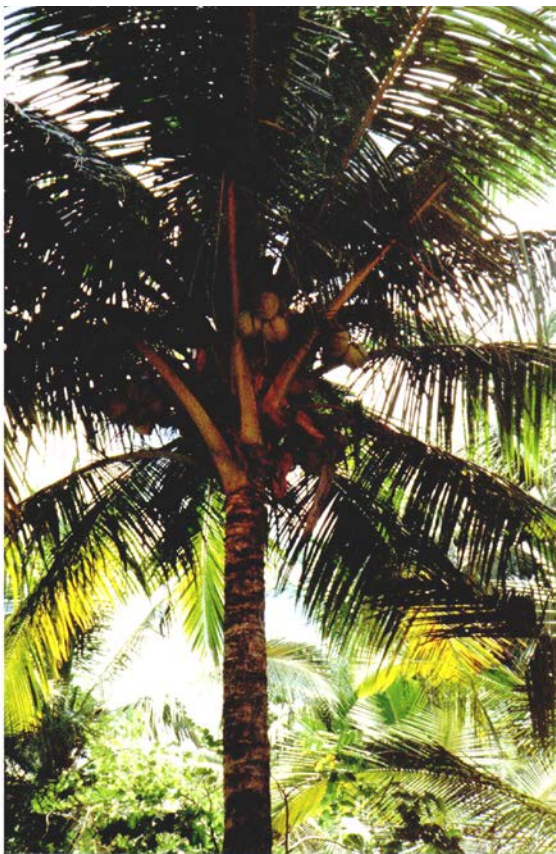
Natürlich konnten wir und gaben uns wieder der Muße hin, nur unterbrochen von Z.s Lunch, ihrem herrlichen Obstsalat und den Resten der Yakfrucht. Kurz vor dem Abendessen erschien Abseht, der dicke Fahrer, und legte uns die Rechnung für alle Fahrten vor. Er sei beauftragt, mit uns abzurechnen, weil Zihan nach Indien verreist sei. Wir könnten aber auch am nächsten Tag bezahlen, no problem. Wir studierten eifrig die Aufstellung und verglichen sie mit unseren Notizen. Dabei fanden wir heraus, daß der Preis für die Rundfahrt, immerhin drei Tage und ca. 850 km, nur umgerechnet bei 230 DM lag, eine angenehme Überraschung, allerdings stießen wir auch auf einige Ungereimtheiten. Eine Fahrt nach Galle wurde uns berechnet, obwohl wir sie dem Fahrer persönlich bezahlt hatten, und zwar teuer, wie wir jetzt fanden. Außerdem hatte er uns für die Tour zu Hans' Haus in Hikkaduwa 1.200 Rps berechnet, anstatt wie bei Tagesfahrten verabredet 1.000. Die Härte war allerdings, daß er für die paar Kilometer zum See und zurück ganze 800 haben wollte. Abseht hatte zwischendurch in der Küche beim Personal gewartet. Als er aber nach dem Abendessen immer noch da war, rief ich ihn, um ihn wegen der Ungereimtheiten zu befragen. Die zuviel aufgeschriebene Fahrt konnte er nicht erklären, ließ sich aber den Fahrer gewissenhaft beschreiben. Wahrscheinlich hatte der auf eigene Rechnung gearbeitet.

Die überhöhte Tagesfahrt begründete er damit, daß der firmeneigene Wagen nie zur Verfügung gestanden habe (weil er nämlich morgens damit einen Unfall gehabt hatte und deswegen auch zu spät kam). Die hohen Kosten für die Fahrt zum See erklärte er damit, man habe jeweils für die Hin- und Rückfahrt von Galle aus ein fremd gemieteten Wagen kommen lassen müssen. Außerdem habe er die Gesamtsumme schon mit Zh. abgerechnet. Die Sache fing an, mir zu stinken, und so begann ich mit ihm zu feilschen und zu schimpfen, was sich ungefähr eine halbe Stunde zur Belustigung der anderen hinzog, die das Geschehen mit offenem Mund betrachteten. Schließlich hatte ich ihm 600 Rps runtergehandelt, und wir kratzen alle Barvorräte zusammen, um ihn zu bezahlen, insgesamt 18.108 Rps, ca. 520 DM, die Rückfahrt zum Flughafen mit eingerechnet. Das setzte ich schriftlich auf und ließ unterschreiben, wobei ich mir nicht sicher war, ob es sich dabei um seine Unterschrift oder einen singhalesischen Fluch handelte. Zum Schluß bot ich ihm noch eine Friedenszigarette an, die er dankend annahm, aber die 2 Rps gab er mir auf 18.110 entrüstet zurück mit dem Hinweis, Rechnung ist Rechnung. Noch drei Monate in diesem Land, und ich könnte einen Teppichbasar aufmachen.

Freitag, den 21.4.95

Hus. erschien eine halbe Stunde später als verabredet, entschuldigte sich, er habe verschlafen, und fuhr uns zum ersten Haus, das er für einen australischen

Architekten gekauft hatte. Was heißt hier Haus? Eine Traumvilla vom Feinsten mit innen liegenden Gärten und künstlich angelegten Teichen, gediegenem antiken Mobiler (Chippendale Möbel), natürlich alles bei Hus. gekauft. Selbst der sonst immer so kahl und nüchtern wirkende Wasserturm war hier von außen mit Holz verkleidet, am meisten beeindruckten



mich die handgeschnitzten Ornamente in den Rundbögen der Fenster und Türen. Ich wurde nicht müde, ihn wegen dieses Meisterwerks zu loben, was ihn nun beflügelte, uns auch das Nachbargrundstück zu zeigen, auf dem zwei befreundete deutsche Ehepaare zwei identische, aber durch einen Zwischenhof getrennte Einheiten bauten, bei gemeinsamer Nutzung eines Küchenblocks. Zum Strand hin entstand ein Sommerhäuschen aus Stein. Ein Blick zum Strand belehrte uns dann aber wieder über die unübertroffene Schönheit „unseres“ Strandes. Dann hielt er an einem Grundstück, das er uns als Geheimtip schmackhaft machen wollte. Vor zwei Wochen von ihm gekauft, hätte er auch schon einen Interessenten. Wir müßten ihm allerdings schon innerhalb der nächsten vierzehn Tage mitteilen, ob wir es haben wollten. Zum Schein mimten wir aufrichtiges Interesse. Die Gebäude waren in einem maroden Zustand, aber, no problem, wir könnten alles abreißen und komplett neu bebauen lassen. Für lumpige \$150.000 gehöre dieses Schmuckstück, von ihm völlig neu aufgebaut, uns. Architektengebühr?



Quatsch. Die europäischen Architekten seien alles Idioten, die keine Ahnung hätten. Er habe 24 Jahre Erfahrungen gesammelt bei einem Architekten und baue nun alles in eigener Regie. Nun, was wir bisher gesehen hatten, war schon überzeugend. Während wir Männer ihn nach wie vor mit Fachfragen bombardierten, nervten ihn unsere Frauen, die sich nach irgendwelchen Bäumen oder Blümchen erkundigten. Grundsteuer? No problem! Ca. 20 Rps im Jahr. Nun ja, wir versprachen, uns die Sache zu überlegen, weiterhin etwas mißmutig fuhr er uns nach Galle hinein, wo wir noch Reiseschecks tauschten, bis wir schließlich in seinem Antikladen landeten, wo wir zu unserer Überraschung auch wieder Absicht antraten, der uns verlegen angrinste. Wir



erkannten all die Einrichtungsgegenstände wieder, die wir vorher schon in den Häusern entdeckt hatten, alles chaotisch irgendwie verstaut. Aus vorgeheucheltem Interesse fragten wir nach dem Preis von dieser oder jener Kleinigkeit, den er uns über einen schwächtigen Angestellten jeweils nennen ließ, Apothekerpreise, wie wir fanden.

Ohne ein Wort zu verlieren fuhr er uns dann zurück, wo wir ihm artig dankten. Seine Kinnlade schob sich zum Abschied noch weiter vor, und wir stärkten uns erst an Z.s Lunch, Spiegeleier mit Zwiebeln, Rotis (aus Reismehl gebackene Pfannkuchen), Obstsalat und Tee. Anschließend warteten wir auf den Schneider, der ja noch herauskommen wollte, um meine Seidenhose zu überbringen. Bei unserer Zwischenanprobe zwei Tage vorher, hatten wir nämlich festgestellt, daß ich eine Böllerbuchse erstehen würde. Aber die Änderung sei no

problem. S. hatte sich über eine halbe Stunde mit ihrem Schneider über ihren falsch zugeschnittenen Rock herumgeärgert, dann aber entschieden, ihn so dazulassen und statt dessen den gleichen Stoff, den sie ja schon bezahlt hatte, mitzunehmen und ihn selber zu nähen. Meine Hose paßte übrigens ausgezeichnet, obwohl ich nach wie vor von einer karierten träume, vielleicht in meinem nächsten Leben.

Am letzten Abend war uns nach einem Lokalwechsel zumute, und so machten wir uns nach dem Abendessen auf den Weg in Richtung Kogala, wo uns ein kleines Lokal aufgefallen war, das schon von der Straße mit entsprechenden Hinweisschildern auf sich aufmerksam machte: „Wiener Dschungel Restaurant“. Wir waren neugierig geworden, weil der Besitzer jener junge Mann war, der unsere Damen am Strand schon einmal auf Deutsch angesprochen hatte. Abseits der Hauptstraße führte eine ausgefahrene Sandpiste am Flugplatzgelände vorbei zu einer Art offenen Hütte, wo uns zwei zerzauste Hunde bellend in Empfang nahmen, sozusagen stellvertretend für die beiden Kellner, die mit dem Kopf auf dem Tisch so vor sich hin dösten, nun aber blitzartig erwachten und uns freundlich lächelnd auf die Terrasse baten. Neugierig sahen wir uns ein wenig um und entdeckten Angebotsschildchen in deutscher Sprache, wie Deutscher Filterkaffee und Wiener Schnitzel, aber auch Relikte deutscher Fußballfans, die offensichtlich der Meinung waren, der „Schalke-Wimpel“ gehöre auch in den letzten Winkel des Urwaldes. Zur allgemeinen Freude war das Bier kalt. Selbst Mechtilds Filterkaffee ließ sich sehen, bzw. riechen. Nun waren wir neugierig auf die Speisekarte geworden. In der Tat, gut die Hälfte der Gerichte entstammten der sogenannten gut bürgerlichen deutschen Küche, aber auch exotische Spezialitäten wurden angeboten. Z.s Garnelen waren allerdings wieder so hervorragend gewesen, daß wir wirklich nichts essen konnten. Der Kellner meinte allerdings, sie hätten sonst regen Zulauf von Hotelgästen aus dem Kogala Beach Hotel, die sich nach deutscher Küche sehnten. Nun, zu diesen Leuten gehörten wir nicht unbedingt, aber die Aussicht auf ein kühles Blondes hatte uns hierher getrieben. Nach kurzer Zeit erschienen zwei junge Männer, die unsere Frauen mitlotsten, um ihnen verschiedene Lederwaren zu zeigen. Derweil drückte man uns Männern das Gästebuch in die Hand, in das wir uns nun ein wenig vertieften. Die Gäste schwärmten von der Küche des Hauses, aber auch die Getränke erfuhren allerlei bierselige Widmungen. Am besten aber schnitt offensichtlich der Chef ab, der wohl auch Rundreisen mit Touristen/Innen durchführte. Besonders die Damenwelt war des Lobes voll von seinen offensichtlich vielfältigen Talenten, die anscheinend nicht einmal nachts schlummerten. Von Zeit zu Zeit weckten H. und ich den Kellner, um noch ein Bier zu bestellen, denn die Damen schienen uns verlassen zu haben. Irgendwie mußte man sich ja trösten. Endlich erschienen sie wieder auf der Bildfläche mit jenem verräterischen Lächeln, das sie immer als stolze Besitzerinnen von irgend etwas ausgab. Mechtild hatte unserem allseits

bewährten Rucksack einen Assistenten gegönnt, der für unsere Söhne bestimmt sein sollte. Gleichzeitig hatte man ihnen Gewürze angeboten, die wohl um ein Vielfaches billiger waren als die von dem glücklichen Kräutergarten, was uns auch nicht wesentlich glücklicher machte. Wir spielten noch einige Runden Karten, bis uns das Mitleid mit dem leidgeprüften Kellner, der so selten zu seinem sicher wohlverdienten Schlaf kam, nachhause trieb.



Dort gelang es mir, S. zu überreden, doch einmal die Rolle der Hausgöttin zu spielen. H. hatte bereits mit seiner Kamera Position bezogen, und so hob ich S. auf den angestrahlten Sockel der Ölmühle im Garten, wo sie, nur mit einem Sari bekleidet, in der Tat wie eine Götterstatue wirkte. Selbst Sumaseri ließ sich dieses Schauspiel nicht entgehen, wenn auch aus angemessener Entfernung heraus. Der letzte Abend schien vom Wetter her so zu enden, wie der Urlaub begonnen hatte. In der Ferne war ein Grollen zu hören, das langsam lauter wurde. Das Wetterleuchten erhellte die Nacht und ließ die Gischt auf den Wellen des Meeres wie silberne Kammspitzen erscheinen. Erst als die ersten

schweren Tropfen vom Himmel fielen, trennten wir uns von dem Naturschauspiel.



Samstag, den 22.4.95

Morgens um 11 Uhr erschien Hus. in einem LKW mit offener Ladefläche, um uns nach Galle zu fahren, damit wir dort die Formalitäten des Bezahlens regeln konnten. Beiläufig erwähnte er, daß zwei Deutsche, Ernst und seine Frau am Abend vorher angekommen wären und uns gerne kennen lernen wollten. Sie seien Nachbarn, ja eigentlich mehr noch Freunde von Hans.

Mechtild und S. wären daraufhin wohl ganz gerne mitgefahren, aber der Platz in der Fahrerkabine reichte nur für drei. „No problem!“ meinte Hus., schnappte sich die Liegesessel aus Rattan und wuchtete sie auf die Ladefläche. H. und ich schauten uns erst etwas betreten an, erklommen dann aber den LKW und ließen uns in die Liegen fallen, während die Damen zu Hus. ins Führerhaus kletterten, und ab ging es die gleiche Strecke wie zu Hans' Haus. Überflüssig zu erwähnen, daß wir für allerlei Aufsehen sorgten. H. und ich stritten uns noch, ob die Menschentrauben an den Straßenrändern uns galten oder den fünf Radrennfahrern, die vor lauter Lachen nicht überholen konnten, während wir gnädig das Volk von oben grüßten. So ungefähr stelle ich es mir vor, als Papst im Papamobil durch die Lande kutschiert zu werden, nur bin ich mir nicht so sicher, ob der Papst auch diesen Lacherfolg erzielt hätte. Endlich waren wir an dem Haus angekommen. Draußen schon fielen uns zwei Motorräder auf, die in einer Art Car Port untergebracht waren. Hus. führte uns zielstrebig zum Haus,

wo uns die Dame des Hauses freundlich begrüßte. Ernst, der Herr des Hauses, steckte in einer Art Sarong und arbeitete gerade mit nacktem Oberkörper an einem Laptop. Er begrüßte uns etwas verlegen, verschwand auch gleich, um sich umzuziehen, während der übliche Smalltalk sich so langsam zu entwickeln begann. Zu trinken gab es Kokosmilch, und wir erfuhren, daß der Herr des Hauses früher bei der Lufthansa als Manager gearbeitet haben mußte. Dort habe er auch Hans kennen gelernt. Seine Liebe zu Sri Lanka begann damit, daß er seinerzeit kurz entschlossen Urlaub machen wollte, aber so auf die Schnelle nichts frei war außer eben Sri Lanka. Der Grund dafür lag in den damals beginnenden politischen Unruhen, die ja vornehmlich im Norden der Insel sich auswirken. Die Meldung darüber schreckte viele europäische Besucher ab, also fand er dort schnell einen freien Platz in der Maschine. Nachdem gerade in diesem Jahr ein Ende der Kämpfe in Sicht war und Verhandlungen zwischen den Tamile Tigers und der Regierung angelaufen waren, wurden diese einseitig durch die Rebellen gekündigt, weil man angeblich nicht genügend auf ihre Forderungen nach Autonomie eingegangen war. Kurz darauf erfolgte der Anschlag auf zwei Kanonenboote der Regierung durch ein Selbstmordkommando der Rebellen, die sie mit Haftladungen am Leibe in die Luft jagten. Wir konnten das Geschehen haarklein in der einheimischen Presse verfolgen. Allerdings kann ich mir kein umfassendes Bild über die Hintergründe machen, zumal die Information möglicherweise auch einseitig war. Es scheint wohl, ähnlich wie in Nordirland, so zu sein, daß sich religiöse, politische und soziale Elemente vermischen. Die Tamilen wurden von den Engländern als Arbeitskräfte für die Teeplantagen aus Indien ins Land geholt und hatten im Laufe der Zeit im Verwaltungsbereich führende Stellungen erreicht, die sie nach der Entlassung des Landes in die Eigenständigkeit unter der neuen Regierung nahezu vollständig verloren. Aus dieser Zeit rührt der erbitterte Widerstand dieser Volksgruppe, die sich diskriminiert fühlt. Kenner der Szene mögen mir bitte diesen bruchstückhaften Abriss verzeihen, aber Einzelheiten würden den Rahmen dieses Buches sprengen.

Später als Frühpensionär entschloß Ernst sich dann, ein eigenes Haus zu kaufen, bzw. durch Hus. erbauen zu lassen. Heute verbringt er jeweils ein halbes Jahr dort mit seiner Frau, umsorgt von einheimischem Personal. Man muß sich natürlich darüber im klaren sein, daß man schon ein zeitausfüllendes Hobby haben muß, wenn man hier ein halbes Jahr im Dschungel leben will. Ein flüchtiger Blick ins Haus ließ sein Hobby schnell erkennen. Überall hingen abstrakt anmutende, selbst gemalte Ölbilder, die mich ein bißchen an Georges Braque erinnerten, aber ich bin beileibe nur ein Laie auf diesem Gebiet. Ernst möge mir verzeihen. Natürlich muß man auch beweglich sein, wenn man schon hier so abgeschieden lebt. Daher also die beiden Motorräder draußen. Auf meine Frage hin, ob es denn nicht gefährlich sei, als Europäer sich hier im Straßenverkehr zu bewegen, und dann auch noch auf Motorrädern, erzählten sie eine Begebenheit. Beide hatten auf einer ihrer Überlandtouren am Wegesrand ganz in der Nähe kurz verschlafen wollen, als sie sahen, wie ein LKW auf sie zufuhr.

Der Fahrer schien mit unbewegtem Gesicht überhaupt nicht zu reagieren, so daß sie sich im letzten Moment noch mit einem beherzten Sprung in Sicherheit bringen konnten. Die Maschinen wurden allerdings erfaßt und waren stark reparaturbedürftig. Der Fahrer stand erheblich unter Alkoholeinfluß. Man rief also die Polizei, und im Handumdrehen waren zwanzig Zeugen da, die bestätigen konnten, daß die Motorräder in den LKW gefahren waren. Die beiden riefen Hus. zu Hilfe, und als er ankam, stellte sich heraus, daß der LKW-Fahrer einer seiner Leute war. Dennoch hätte es wenig Sinn gemacht, gerichtlich dagegen vorzugehen, denn erstens wären die Motorräder konfisziert worden zur Begutachtung, und niemand kann hier sagen, ob der Gutachter in drei Wochen oder Monaten kommt, zweitens wäre dann auch noch die Frage gewesen, ob sie dann überhaupt noch vorhanden gewesen wären. Man einigte sich dahingehend, daß der Fahrer auf eine Anzeige gegen die Ausländer verzichtete und sie den eigenen Schaden selber trugen. Hus. sah aus verständlichen Gründen von seiner Schadensregulierung ab. Dieses Beispiel zeigt, daß Vorsicht geboten ist; wenn man allerdings zu vorsichtig fährt und gar nicht überholt, wird man unweigerlich immer abgedrängt. Das rechte Maß zu finden ist hier, wie so oft, die große Kunst.

Es folgte eine Besichtigung der Gebäude, wozu unter anderem ein Trakt mit mehreren Gästezimmern gehörte. Wenn sie Gäste hätten, kämen sie halt immer auf einen Schlag, wurde uns erklärt. Wir verabschiedeten uns bald und fuhren wieder oben auf dem Präsentierteller nach Galle, wo man uns von allen Seiten einen aufmerksamen Empfang bereitete. Insgeheim verfluchte ich mich, daß ich mich morgens nicht eingecremt hatte, denn meine Gliedmaßen wurden schon krebsrot.

In der Bank war es kein Problem, gegen Vorlage der Kreditkarte und des Reisepasses eine größere Summe Bargeld zu bekommen. Ich brauchte nicht einmal meine Geheimnummer anzugeben, die ich sowieso nicht gewußt hätte.

Hus. empfahl uns, im Hotel Orientale ein Lunch einzunehmen, er müsse nun dringend in die Moschee zum Freitagmittaggebet, das ja obligatorisch sei. Was blieb uns daher anderes übrig?

Ziemlich pünktlich erschien er wieder in Begleitung von Abseth, der uns dann zu unserem Glück in einem Kleinbus nachhause fuhr. Später am Nach-mittag erschien auch wieder der LKW mit den beiden Liegen. Ein letztes Bad im Ozean ging unserer Henkersmahlzeit bei Z. voraus. Anschließend überreichten wir den Dreien umgerechnet jedem ca. 35 DM als Trinkgeld, das sie dankbar annahmen. Z. erhielt außerdem noch den Knirps und die Reste unserer Reiseapotheke, zu der unter anderem Einwegspritzen, Zahnfüllmasse und sogar ein Diamantbohrer gehörten, den unser verständiger Zahnarzt mir mit auf den Weg gegeben hatte - für alle Fälle, wie er meinte. Wenn wir ihn nicht brauchten, sollten wir die Sachen ruhig einem Kollegen vor Ort überlassen. Sicher war Z. keine Kollegin vor Ort, aber ich versuchte ihr verständlich zu machen, um was es sich handelte, und die Begeisterung in ihrem Gesicht deutete darauf

hin, daß sie die Dinge wohl an den Mann oder die Frau zu bringen wußte. Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit blieb sie auch, bis das Taxi uns zum Flughafen abholte, um uns zu verabschieden, wünschte uns ein langes Leben und eine baldige Wiederkehr. Wann wir denn eigentlich wiederkämen? Ja, wann eigentlich?

P.S.: Nachzutragen wäre, dass der Tsunami, der am 26. Dezember 2004 weite Teile in Asien verwüstete, auch Sri Lanka erreichte und dort für große Zerstörungen, vor allem an der Westküste, sorgte, von denen u.a. auch „unser Haus“ betroffen war.